Nr. 158. Freitag, den 10. Juli 1885. II. Jahrg.

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“
erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement 4 Mk. Einzelne Nr. 5 Pf. Sonntags-Nummer mit illustr. Beilage 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreisliste für 1885 unter Nr. 746.)

Insertionsgebühr
beträgt für die 3 gespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaux, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Beuthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

Konkurrenzspiel.

Schon zu Anfang der siebenziger Jahre, zur Zeit, als die tolle Gründerei und Plünderei sich zu entwickeln anfing, warnten einzelne Stimmen die deutsche Nation vor den Wegen, die sie in wirthschaftlicher Beziehung wandelte. Wir nennen nur den verstorbenen Rodbertus, der die auf die Gründerei folgende Krisis mehrere Jahre voraussagte. Und er stand mit dieser Voraussicht keineswegs allein da.

Aber diese Stimmen verhalten sämmtlich, wie die des Predigers in der Wüste.

Und das ist allzunatürlich. Bei dem gegenwärtigen Erwerbsleben überhaupt blickt der in den Konkurrenzkampf gestellte Mensch immer nur auf seine nächsten Konkurrenten. Mit diesen ringt er, mit ihnen rennt er dem Ziele entgegen, Vermögen und Reichthum oder doch wenigstens ein gesichertes Dasein zu erlangen. Und dieser Konkurrenzkampf wird von den meisten Menschen mit einer Leidenschaftlichkeit geführt, die ihre Quelle in den häßlichsten Eigenschaften, als da sind: Habsucht, Geiz, Neid u. s. w. hat. Diese Leidenschaftlichkeit aber verhindert auch, daß irgend welche Warnungen gehört und beachtet werden. Vernimmt sie der Einzelne, so kann er entweder nicht ordentlich prüfen, oder wenn er sie für berechtigt anerkennt, dann kann er sie faktisch doch nicht beachten, weil seine Mitkonkurrenten schon voranstürmen und er allein nicht zurückbleiben darf, wenn ihm nicht jeglicher Vortheil entgehen soll.

Wie viele Existenzen sind nicht schon durch dieses blindwüthende, rastlose Konkurrenzspiel, durch die aus demselben resultirende planlose Produktionsweise und die aus dieser hervorgehende Ueberproduktion, der die grauenhaften Krisen folgen, vernichtet worden! Wie viel Noth ist nicht dadurch in unzählige Arbeiterfamilien, wie viel Unzufriedenheit und Freudlosigkeit nicht in viele früher gut situirte Unternehmerfamilien getragen worden!

Aber nicht blos in der großen Gründerperiode erblickte man das Konkurrenzspiel, erblickte man die planlose Produktionsweise; nein, fortwährend und allüberall da, wo aus irgend welchen Gründen für irgend einen Geschäftszweig sich günstige Erwerbsaussichten eröffnen, entbrennt das Spiel planlos und mit Leidenschaft. Jeder will der Erste sein, jeder will das Meiste verdienen. Dieser Trieb muß sehr tief in der einzelnen Menschennatur eingeimpft sein, sodaß der Mensch nicht davon lassen kann; da nun die einzelnen Menschen sich nicht von dieser für die Gesammtheit verderblichen Eigenschaft befreien können, deshalb muß die Gesammtheit, welche klüger und mächtiger ist, als der Einzelne, die Befreiung vom Uebel unternehmen. Der Weg zu solcher Befreiung geht selbstverständlich durch die Gesetzgebung.

Zu vorstehender Betrachtung sind wir heute gekommen durch den Hinblick auf die traurige Lage der Maschinenstickerei im Königreich Sachsen, welche vor ungefähr 3 Jahren einen so ungemeinen Aufschwung nahm. Auch damals erhoben sich Stimmen, die vor der Ueberproduktion in diesem speziellen Geschäftszweige warnten, aber auch diese Warnungen wurden in den Wind geschlagen. Und jetzt liegt diese Industrie tief darnieder.

Ein tüchtiger Geschäftsmann aus jenen Industriegegenden schrieb vor nicht langer Zeit einen Brief über die Ursache des Niedergangs in der Maschinenstickerei und kam zu dem Resultate, daß lediglich das Hasten, das Zuviel-Arbeiten, die Ueberproduktion schuld an der Krisis seien. Jedermann habe vor drei Jahren mit eigenem oder erborgtem Gelde eine Stickmaschine aufgestellt, hunderte, ja tausende von Stickmaschinen seien plötzlich entstanden und das Voigtland und Erzgebirge hätten wie in einem Freudenmeer geschwommen. Schon damals seien Warner aufgetreten, aber vergebens — und aus dem Freudenmeer sei ein wahres Jammerthal geworden.

So wie in dieser einzelnen Branche findet man, wie oben schon gesagt, das verderbliche Konkurrenzspiel an allen Ecken und Enden; und nicht nur Krisen werden dadurch erzeugt, sondern auch Arbeitsausschlüsse und Streils. Da aber bei dem gegenwärtigen Standpunkte der gesammten ökonomischen Verhältnisse nicht an ein Aufgeben dieses Spiels zu denken ist, so würde eine gesetzliche Beschränkung desselben schon eine große Wohlthat für das gesammte Volk sein.

Hazardspiele sind gesetzlich verboten, man rückt dem Börsenspiel zu Leibe und will es durch eine besondere Steuer beschränken. Aber dem viel verderblicheren Konkurrenzspiel in der Produktion, welches die ganze Arbeiterklasse in Mitleidenschaft zieht und den Spieler beim unglücklichen Spiel nicht allein trifft, läßt man ruhig seinen Lauf. Die paar Versuche, dieses Spiel zu beschränken, sind von der Majorität des Reichstags und von der Reichsregierung zurückgewiesen worden, selbst der winzige Bruchtheil einer Arbeiterschutzgesetzgebung, die Sonntagsruhe. —

Man meint immer, daß eine Arbeiterschutzgesetzgebung, wie die von der Arbeiterpartei im Reichstage eingebrachte, lediglich der Lohnarbeiterklasse zu Gute kommen würde; das ist aber weit gefehlt, da dieselbe in hohem Grade der Gesammtheit dienen und regelnd in das gesammte wirthschaftliche Getriebe eingreifen würde.

Die Milderung des wirthschaftlichen Konkurrenzkampfes, die Vermeidung von Ueberproduktion und Krisen, die ruhige Entwickelung und Regelung der Produktion, das sind Ziele und Aufgaben eines Kulturstaates würdig — möge sich Deutschland an die Spitze solcher Zivilisation stellen!

Politische Uebersicht.

Die Mitglieder des Bundesrathes, welche nicht hier ansässig sind, haben nun sämmtlich Berlin verlassen; mit dem Anfang der nächsten Woche werden auch die Chefs der Reichsämter ꝛc. ihre Urlaubsreisen antreten. Die Arbeiten, welche der Bundesrath im September zu erledigen hat, bilden eine Art von Nachsession; das Material für den künftigen Reichstag wird den Bundesrath erst im Spätherbst beschäftigen. Es gilt immer noch nicht als ausgemacht, ob ein Arbeiter-Alters-versorgungs-Gesetz bereits den nächsten Reichstag beschäftigen wird, dagegen gilt als zweifellos, daß die Novelle zur Strafjustizgesetzgebung an den nächsten Reichstag gelangen wird.

Das Lehrer-Pensionsgesetz ist noch immer nicht publizirt worden. Wie jetzt bekannt wird, liegt dies lediglich an Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Finanzminister und dem Unterrichtsminister. Diese Bedenken werden jedoch, wie man annimmt, in kürzester Zeit beseitigt werden und demgemäß der Veröffentlichung des Gesetzes dann keine weiteren Hindernisse im Wege stehen.

In Bundesrathskreisen wird, wie die „Weser-Ztg.“ wissen will, ein Gesetzentwurf wegen Ergänzung der Reichsverfassung erwartet, wonach nichtdeutsche Prinzen im Reichsgebiet nicht sukzessionsfähig sein sollen. — Eine solche Maßnahme würde sich nicht nur gegen etwaige Ansprüche des Herzogs von Cambridge auf Braunschweig richten, sondern direkt gegen die Erbfolge des Herzogs von Edinburg in Koburg, dessen Herzog ohne direkte Erben ist.

In Betreff der Retour-Billetausgabe wird der „Voss. Zeitung“ zufolge eine bedeutsame Neuerung geplant. Der Eisenbahnminister hat in dieser Beziehung einheitliche Normen gegeben und den ihm unterstellten Direktionen zugehen lassen. Es soll danach die Giltigkeitsdauer der Retourbillets sich künftig lediglich nach den Entfernungen richten, und zwar soll dieselbe bemessen werden für Entfernungen bis 100 Kilometer auf 2 Tage, 100 bis 200 Kilometer auf 3 Tage, von 200 bis 300 Kilometer auf 4 Tage u. s. w. für jede hundert Kilometer einen Tag mehr. Bei den Billets nach Berlin soll der Giltigkeitsdauer, welche sich nach dieser Entfernungsskala ergiebt, auf Entfernungen von mehr als 50 Kilometern noch ein voller Tag hinzugezählt werden. Die Preise für Retourbillets sollen sich hinfort nach den Zügen richten, welche auf den einzelnen Strecken verkehren, und demnach für Strecken mit Expreß-, Schnell- und Kourierzügen um 50 pCt. erhöhte Schnellzugtaxen, für Strecken, die nur von Personenzügen befahren werden, um 50 pCt. erhöhte Personenzugtaxen eingehoben werden.

Hamburg. Die Hamburger Blätter drucken jetzt den Wortlaut der von Hamburg (Deutsche Dampfschiffs-Rhederei, A. Wörmann u. Gen., R. M. Sloman u. Co.) ausgegangenen Angebote auf die Postdampfschiffs-Subvention ab und bemerken mißgestimmt dazu: „Auf diese Offerten ist von Berlin keinerlei Antwort erfolgt.“ In Bremerhaven dagegen hat man vorgestern beschlossen, den Fürsten Bismarck und die Staatssekretäre von Bötticher und von Stephan eben

---

Nachdruck verboten.]

Feuilleton.

79]

Im Eckfenster.

Roman von **Friedrich Gerstäcker.**

(Fortsetzung.)

Wenn sie aber erwartet hatten, Herrn und Frau von Solberg anders als je zu finden, so sahen sie sich darin getäuscht, denn sie gehörten zu sehr der Welt an, um sich vor dieser anders zu zeigen, als sie es verlangte: freudig und würdevoll. Was auch in ihrem Innern vorgehen mochte, die Außenwelt hatte keine Berechtigung daran; vor der Gesellschaft durfte es nicht zur Schau getragen werden, und nur für das stille, wieder geräumte Haus gehörte der Schmerz.

Einige der Gäste waren allerdings taktlos genug, bei ihrer ersten Begrüßung dem alten Herrn ihr Beileid über das Geschehene bezeigen zu wollen; das aber wies er Alles rasch zurück. „Sieht dies aus wie ein Haus der Trauer?“ sagte er lächelnd. „Eher könnte ich es ein Dankfest nennen, daß uns der Herr an dem heutigen Tage, zu unserem alten Hochzeitsfeste, vor einem so schweren Unglücke bewahrt, und als solches möchte ich es auch aufgefaßt sehen.“

Nur Franziska sah bleicher aus als gewöhnlich; es war aber auch viel verlangt von dem armen Mädchen, sich heute schon, und kaum vierundzwanzig Stunden nach jener furchtbaren Entdeckung, wieder im vollen Staat und vor einer Gesellschaft von meist gleichgiltigen Menschen zu zeigen. Dennoch hatte sie volle Gewalt über sich, und nur manchmal, wenn ihr rastlos umhersuchender Blick auf Augen traf, die sie mit stillem Mitleid betrachteten, dann blitzten die eigenen höher auf, und für kurze Zeit färbten sich ihre Wangen.

Hans hatte die Gäste mit empfangen, und zwar ganz in seiner gewöhnlichen offenen und heiteren Weise. Mit Recht betrachtete er sich auch als den Schöpfer dieses Festes, denn ohne ihn hätten heute diese Räume öde und leer gelegen, und Thränen wären geflossen, wo jetzt Diamanten blitzten und noch schönere Augen in Lust und jugendlicher Freude funkelten.

Aber mit größter Ungeduld erwartete er den Zeitpunkt, wo es ihm angemessen schien, sich entfernen zu dürfen; vorher instruirte er noch die engagirte kleine Kapelle, nicht eher mit ihrer Musik zu beginnen, bis er selber ihnen dazu das Zeichen gäbe. Draußen hielt schon seines Vaters Equipage, und fort rollte der leichte Wagen in die Stadt hinein.

„Mein Käthchen!“ rief er aber in Jubel aus, als er in des Mädchens kleines Zimmer trat und sie ihn mitten darin in ihrem vollen Ballstaat erwartete. Sie war so einfach gekleidet, vollkommen weiß, keinen Kopfschmuck als eine rothe Kamelie im Haar und die Korallenschnur, welche ihr Hans heute gebracht, um den Hals — aber wie lieb und hold sah sie aus, wie mädchenhaft und scheu, als sie ihm da so gegenüber stand! „Mein liebes, liebes Käthchen! Oh, daß ich Dich jetzt mein nennen darf — wie glücklich, wie namenlos glücklich hast Du mich gemacht!“

„Ich — Ich?“ sagte Käthchen leise und tief erröthend. „Mein guter, guter Hans, mein ganzes Leben gehört ja jetzt Dir, und was in meinen Kräften steht, will ich ja gewiß thun, daß Du den Schritt nie, nie bereuen sollst!“

„Und nun komm, Schatz,“ rief der junge Mann, einen fast schüchternen Kuß auf ihre Lippen drückend — „komm, und heute Nacht schläfst Du zum letzten Mal in dieser ärmlichen Kammer, denn mit Herrn Semmlein unten habe ich heute schon ausgemacht, daß er Dich morgen in seine eigene Wohnung nimmt . . .“

„Aber, Hans . . .“

„Du darfst nicht mehr allein wohnen, Herz, und nicht in einer Dachkammer,“ rief der junge Mann. „Du bist jetzt mein Bräutchen, das ich die Zeit, bis wir uns ganz angehören können, auch noch jeden Tag besuchen und mit dem ich Stunden lang plaudern will, und das ginge nicht, wenn Du hier allein Dein Quartier hättest, schon den liebenswürdigen Damen Klingenbruch gegenüber. Ueberlaß nur das Alles mir, Schatz, ich sorge schon für Dich, daß es Dir an nichts fehlt, und nun, mein süßes Käthchen, komm, um die Eltern zu begrüßen.“

„Ach, ich habe rechte Angst, Hans!“

„Hast Du?“ lächelte der junge Mann. „Dann vorwärts, mit einem Sprung in den Wagen! Oder fürchtest Du Dich, wenn ich bei Dir bin?“

„Nein, Hans,“ sagte sie treuherzig. „Dir habe ich mein ganzes Leben anvertraut und darf Dir auch getrost die Führung dieser, vielleicht schweren Stunde überlassen. Mit Gott! Ich kann den Deinen treu und ehrlich in die Augen sehen, und ganz vergessen werden sie mich doch wohl nicht haben.“

Hans hatte sein Bräutchen selig am Arm und stieg mit ihr die ziemlich steile und oben vollkommen dunkle Treppe nieder. Nur in der ersten Etage brannte an der Treppe eine Gasflamme, und eben als sie dort vorüberschritten, öffnete sich die Thür und Oberstlieutenant von Klingenbruch, der sich etwas verspätet hatte, trat heraus. Flora, die ihm die Thür geöffnet, bemerkte aber auf der Treppe den Glanz des weißen Kleides und blieb natürlich stehen, um zu sehen, wer da in solchem Staat von oben herunter käme, denn aus der zweiten Etage konnte es doch Niemand sein.

„Holla, Oberstlieutenant,“ rief ihm Hans schon entgegen, wie er ihn nur erkannte. „Sie können mit uns fahren, ich habe meinen Wagen unten vor der Thür!“

„Mein lieber Herr von Solberg,“ sagte der kleine Mann, aber doch selber etwas frappirt, als er den Baron in Begleitung einer ballfähigen Dame entdeckte, die aus der oberen Etage zu ihm herunter stieg, „Sie sind unendlich liebenswürdig!“

„Und Sie,“ rief Hans, „sollen denn auch der Erste sein, dem ich hier mein kleines Bräutchen vorstelle. — Ah, mein gnädiges Fräulein, auch Sie, ja, jetzt kann es und soll es auch kein Geheimniß mehr bleiben — mein lieber Oberstlieutenant, Fräulein Katharina Peters, meine Braut. Die Herrschaften kennst Du ja doch, Schatz — Herr Oberstlieutenant von Klingenbruch und Fräulein Tochter.“

„Sehr angenehm!“ rief Flora und schlug die Thür zu, daß die Vorsaalfenster klirrten.

wegen der Dampfersubvention zu Ehrenbürgern zu ernennen. Der „Nordd. Lloyd" läßt erklären, daß er noch keinen der sechs neuen Dampfer in Auftrag gegeben habe.

Der Reichstagsabgeordnete Woermann hatte kürzlich in einer Rede vor seinen Hamburger Wählern behauptet, ein hervorragendes Mitglied der deutsch-freisinnigen Partei im Reichstage habe ihm gesagt, da das Börsensteuergesetz doch angenommen werde, könne man sich den Luxus schon erlauben, einfach mit Nein zu stimmen. Der Richter'sche „Reichsfreund" verlangt jetzt von Herrn Woermann, daß er den Namen nenne und fügt dieser Forderung hinzu: „Sollte er dies nicht thun, so würde es jedem seiner deutsch-freisinnigen Kollegen das Recht geben, ihn für das Gegentheil eines muthvollen Vertreters der Wahrheit zu erachten." — Den Mannen des Herrn Richter ist eine derartige Logik schon zuzutrauen, denn sie haben mehr als einmal nach derartigen Grundsätzen gehandelt. Hoffentlich läßt Herr Woermann mit der Antwort nicht lange auf sich warten.

Die Lotterien, seien sie nun staatlich oder vom Staate konzessionirt, sind, um mit dem frommen Professor Oethingen zu reden, „Korruptionsanstalten, welche namentlich die Armen zur Spielwuth verlocken," sie sind gesetzlich erlaubte periodisch abgehaltene Massenhazardspiele, deren Verbot sicherlich eine dringende Forderung der Staatsmoral ist. Freilich schlägt in solchen Fällen der Gottesfurcht und frommen Sitte die finanzielle Erwägung stets ein Schnippchen, und die große Masse des Volkes zahlt, um den Ausdruck eines österreichischen Abgeordneten zu gebrauchen, diese Blödsinnssteuer ruhig weiter. Aus Oesterreich liegen sehr bedeutsame Angaben über die entsittlichenden Wirkungen und Fortschritte des „Lottogefälls" vor. Es betrug

Jahre	die Zahl der Spieleinlagen (Mill.):	die Summe der Einl. (in Mill. Mark):	Auf 100 Einwohner kamen also Spieleinlagen:
1870	74.01	13.72	363
1871	80.69	15.21	392
1872	84.49	16.00	408
1873	96.74	19.30	461
1874	100.14	20.20	473
1875	104.86	20.74	495
1876	114.58	22.65	536
1877	115.72	21.70	537
1878	107.58	19.90	594
1879	112.32	20.91	511
Zunahme in 10 Jahren:	51.8 pCt.	52.4 pCt.	40.8 pCt.

Diese Zahlen bedürfen keiner weitläufigen Erklärung, sie sprechen in ihrer Nüchternheit beredt genug für Aufhebung aller Einrichtungen dieser Art. Derjenige Staat, der da, wo er interveniren soll, das „freie Spiel der Kräfte" blind walten und schalten läßt, der da, wo er Ellbogenraum geben soll, bevormundet, handelt sicher nicht im Interesse einer gesunden Entwickelung. Das Lotto-, das Lotteriespiel, in seiner großartigen Ausdehnung unter den Unbemittelten, ist ein Beweis für die Unsicherheit im wirthschaftlichen Leben, für den Mangel einer gesicherten Existenz. Der Kampf um's Dasein bietet oft nicht einmal das Nöthigste, deshalb greift gar Mancher in die Tasche, um seine sauer verdienten Groschen im staatlich privilegirten Glücksspiel zu verlieren, in der eitlen Hoffnung, daß er nicht an den Tausenden von Nieten, sondern an den wenigen Treffern partizipiren werde. Man mag mit Hilfe der Wahrscheinlichkeitsrechnung den Menschen noch so klar machen, wie aussichtslos derartiges Hazardiren ist, man wird sie nicht davon abhalten. Ein Mittel giebt es: Verbot des Lottospiels einerseits, und das ist das Wichtigste, Schaffung sozialer Reformen, die dem werkthätigen Volke eine kulturgemäße Existenz ermöglichen. Dann wird es besser werden. — Nur nebenbei sei noch angeführt, daß in den Mitteilungen des statist. Jahrbuches für das Deutsche Reich (1881, II. p. 52 ff.) zwar über Armenversorgung kein Wort gesagt wird, wohl aber über den Verbrauch von Spielkarten! Es wurden in ganz Deutschland Spielkarten versteuert und gingen in den freien Verkehr über:

1879/80: 3 405 911 Spiele
1880/81: 3 509 523 „

Alljährlich wird also — Säuglinge und Greise eingerechnet — von je 12 Personen, der Gesammtbevölkerung ein Spiel Karten verbraucht.

Der „Verein der Fortschrittspartei zu Elberfeld" hat mit allen gegen drei Stimmen beschlossen, sich in einen demokratischen Verein umzuwandeln, und traten auf diesen Beschluß die Mitglieder des bisherigen demokratischen Vereins (Lenzmann-Phillips) dem umgewandelten Verein bei. Durch die vollzogene Fusion ist der Verein der Fortschrittspartei also in das Lager der neuen norddeutschen Demokraten übergegangen.

Zum Reichskommissar für die Regulirung des Rheins auf der Strecke zwischen Mainz und Bingen auf Grund des zwischen Preußen und dem Großherzogthum Hessen abgeschlossenen Staatsvertrages ist seitens des Reichskanzlers der badische Oberbaudirektor Honsell ernannt worden. Im vorliegenden Falle wird zum ersten Male die Regulirung eines deutschen Stromes unter dauernde Aufsicht des Reiches gestellt. Die Generalpläne sind auf Grund der von Reichs wegen unter Vorsitz eines Reichskommissars nach Anhörung der interessirten Grundbesitzer, Schifffahrttreibenden an Ort und Stelle abgehaltenen Enquete aufgestellt und dem Vertrag beigefügt worden. Die Spezialpläne muß der Reichskanzler prüfen und genehmigen, sowie die vertragsmäßige Ausführung derselben überwachen. Für die Inangriffnahme der Arbeiten seitens Preußens sind die Mittel im Betrage von 600 000 M. bereits etatmäßig vorhanden.

In Preußen ist die allgemeine Schulpflicht zwar bereits in allen Landestheilen der Monarchie, den älteren sowohl wie den neu erworbenen, in dem Sinne gleichmäßig geltendes Recht, daß jedes Kind während gewisser Jahre die öffentliche Volksschule besuchen muß, wenn nicht auf andere Weise für seinen Unterricht gesorgt ist; hinsichtlich des Anfangs- und Endtermins der Schulpflicht besteht jedoch nicht nur eine große Verschiedenheit unter den einzelnen in Betracht kommenden Gesetzgebungen, sondern auch namentlich hinsichtlich des Endtermins eine nachtheilige Unsicherheit, infolge deren die Aufsichtsbehörden vielfach und oft ohne Erfolg gegen willkürliche frühzeitige Entlassung der Schüler anzukämpfen haben. So z. B. wurden in einer jüngst ergangenen Entscheidung des Kammergerichts in seiner Eigenschaft als Revisionsinstanz in Landes-Strafsachen die seitens der Bezirksregierung in Danzig durch Verordnung vom 11. Januar 1875 erlassenen Ausführungs-Bestimmungen zu dem für die Provinz Preußen ergangenen Gesetz vom 11. Dezember 1845, soweit sie den Endtermin der Schulpflicht betreffen, für unzulässig erklärt. Das Allg. Landrecht (Th. II, Tit. 12, § 43 ff.) und die Kabinetsordre vom 14. Mai 1825 lassen die Schulpflichtigkeit der Kinder schon mit dem vollendeten 5. Jahre beginnen, wogegen die Schulordnung für die Provinz Preußen vom 11. Dezember 1845 und mit Genehmigung des Unterrichtsministers ergangene Verfügungen der Bezirksregierungen für mehre Landestheile den Beginn der Schulpflichtigkeit auf das vollendete 6. Lebensjahr hinausrücken. Das Ende der Schulpflichtigkeit setzt das Allgemeine Landrecht auf den Zeitpunkt fest, wo das Kind nach dem Befunde seines Seelsorgers die einem jeden vernünftigen Menschen seines Standes nothwendigen Kenntnisse gefaßt hat. Die betreffende Prüfung ist durch das Gesetz vom 11. März 1872, betreffend die Beaufsichtigung des Unterrichts- und Erziehungswesens, dem Staate, bezw. den von diesem ernannten Schulinspektoren zugefallen. Ueber die sehr häufig zwischen Eltern und Schulaufsichtsbehörden inbetreff der Schulpflichtigkeit der Kinder vorgekommenen Streitigkeiten fällen die Gerichte, weil es eben an zweifellosen Bestimmungen über den Anfangs- und Endtermin der Schulpflicht fehlt nicht selten Entscheidungen, die sich widersprechen. Selbst die Praxis der höheren Schulaufsichtsbehörden ist nicht ohne Anfechtung geblieben. So z. B. wurde zufolge Anordnung des Unterrichtsministers eine Zirkularverfügung des Konsistoriums zu Osnabrück vom 3. Juli 1876, betreffend den Endtermin der Schulpflicht, aufgehoben. Demnach ist eine allgemein giltige, zweifellose Bestimmung des Anfangs- und Endtermins der Schulpflicht ein wirkliches Bedürfniß. Eine solche Bestimmung zu treffen, soll denn auch jetzt in der Absicht der Unterrichtsverwaltung liegen.

Das Gerücht, daß die Kreise Dortmund und Hagen wegen ihrer übergroßen Bevölkerung getheilt werden sollen, scheint sich zu bestätigen. Der „Kreuz-Ztg." wird geschrieben, daß eine solche Absicht bei der Regierung bestehe, doch sei es nicht zutreffend, daß diese Theilung zugleich mit der Einführung der Provinzialordnung für die Westprovinzen erfolgen werde; sie wird wahrscheinlich schon vorher vollzogen werden.

Ueber die Zahl der am 1. Januar cr. in Deutschland vorhandenen Rechtsanwälte giebt das kürzlich erschienene „Statistische Jahrbuch für das Deutsche Reich" die ersten offiziellen Daten. Danach waren zur genannten Zeit in den Listen der deutschen Gerichte 4556 Rechtsanwälte eingetragen gegen 4342 im September 1883, und 4150 im März 1880. Es hat also eine Vermehrung in 4¾ Jahren von 406 oder 8,9 pCt. stattgefunden. Von 20 Rechtsanwälten, die beim Reichsgericht bezw. baierischen Obersten Landesgericht eingetragen sind, abgesehen, zählt die meisten Anwälte der Oberlandsgerichtsbezirk Dresden (515), demnächst folgen Berlin (Kammergerichtsbezirk) mit 415, Breslau mit 303, Köln mit 298 u. s. w. Im Verhältniß der Anwaltszahl zur Einwohnerzahl zeigten sich zwischen den einzelnen Oberlandesgerichts-Bezirken außerordentliche Verschiedenheiten. Während im ganzen Reich auf je 100 000 Einwohnern 10,1 Rechtsanwälte kommen, haben die Bezirke Rostock auf 100 000 Einwohner 29,5, Hamburg 26,4 und Dresden 17,3 Anwälte. Dann folgen München mit 14,7, Braunschweig mit 14,3, Frankfurt am a. M. mit 13,4, Darmstadt mit 13,1, Jena mit 12,3, Berlin mit 12,2, Kassel mit 10,3, Celle mit 9,9, Hamm mit 8,8, Köln mit 8,5, Augsburg mit 8,4, Karlsruhe mit 8,3, Stuttgart mit 8,2, Naumburg mit 8,1, Posen mit 7,9, Kiel mit 7,8, Breslau mit 7,6 Rechtsanwälten auf 100 000 Einwohner. Die absolut stärkste Zunahme seit 1880 haben Berlin mit 177, Breslau mit 84, Posen mit 51, Naumburg mit 47, Köln und Königsberg mit 37 und Stettin mit 28 Anwälten. In Prozenten beträgt die Zunahme in Berlin (Kammergerichtsbezirk) 77, Posen 57, Zweibrücken 46, Marienwerder 45, Königsberg 39, Breslau 38, Stettin 32, Neuenburg 29, Colmar 28 pCt. u. s. w.

Der Rückgang in der überseeischen Auswanderung aus Deutschland hat auch im Monat Mai angedauert. Es wanderten in diesem Monat im Ganzen 18,835 über deutsche Häfen und Antwerpen aus, während die Gesammtzahl im Mai vorigen Jahres 21.931 betragen hatte. In den fünf ersten Monaten dieses Jahres waren im Ganzen nur 56,182 Personen ausgewandert gegen 80,104 im gleichen Zeitraume des Vorjahres. Von den Auswanderern des Monats Mai kamen auf Preußen 12,926, auf Bayern 1742, auf Sachsen 416, auf Württemberg 1068, auf Baden 781 ꝛc. Von den preußischen Provinzen haben die größten Kontingente gestellt: Westpreußen (1911), Pommern (2245), Posen (1989), Schleswig-Holstein (1303) und Hannover (1800). Wenn Fürst Bismarck recht hätte mit seiner paradoxen Behauptung, daß die Höhe der Auswanderung einen hohen Nationalwohlstand kennzeichne, dann wäre also dieser Wohlstand stark im Sinken.

Großbritannien.

Englands Macht bekundete sich durch die Höhe seiner Einfuhrziffern. Das meerumflossene Inselreich war der Gläubiger aller Zonen, seine Kapitalien waren in den Staatspapieren, in den Industrien, Eisenbahnen, in dem Handel aller Länder angelegt, und als Zinsen wurden die Produkte des Auslandes in gewaltigem Umfange importirt. England ist durch die Weltkrisis, die bereits in einer Reihe von hervorragendsten Erwerbszweigen chronisch geworden ist, ferner durch den reißend gestiegenen Wettbewerb anderer Industriestaaten von dem Gipfel seiner monopolistischen Stellung verdrängt worden, und die Herrschaft Großbritanniens auf dem Geld- und Waarenmarkte beginnt zu wanken. Betrachten wird die Ein- und Ausfuhr im Britischen Reiche 1856—1884.

Im Jahre	Import von Waaren Pfd. Sterl.*)	Export von Waaren Pfd. Sterl.*)	Ueberschuß des Imports in 1000 Pfd. Sterl.	Import pro Kopf der Bevölkerung Pfd.	Sh.	Pce.
1856—60 (Jahresdurchschnitt)	182 937 131	149 078 352	33 859	6	13	2
1861—65 (Jahresdurchschnitt)	247 602 467	190 830 846	56 772	8	8	5
1866—70 (Jahresdurchschnitt)	292 730 266	234 716 459	58 014	9	12	6
1871—75 (Jahresdurchschnitt)	360 203 751	297 686 217	62 518	11	4	1
1876—80 (Jahresdurchschnitt)	382 513 313	257 960 862	124 552	11	6	4
1881	397 022 489	297 082 775	99 939	11	7	4
1882	412 002 000	241 477 000	170 525	11	13	5
1883	425 604 000	239 830 000	185 774	11	19	9
1884	389 774 000	232 928 000	156 846	10	16	10

Wie man sieht, ist die Glanzperiode Englands bereits vorüber. Die Importziffer ist 1884 gesunken, 1881 bei einer Bevölkerung von 31 628 338 Köpfen entfielen auf den Kopf 11 Pfd. 4 Sh. 6 Pf. (ca. 225 Mk.), 1884 bei einer Bevölkerung von 36 Millionen nur 10 Pfd. 16 Sh. 10 Pf. (ca. 217 Mk.). Es ist also absolut und relativ ein Rückgang eingetreten, den am schwersten und nachhaltigsten die breiten Schichten des werkthätigen Volkes empfinden. Thatsächlich hat sich ein großer Theil der nothwendigen Lebensmittel vertheuert und ihr Konsum verringert. Dadurch ist der standard of life, die wirthschaftliche Lebenshaltung des Proletariats verschlechtert worden. Wir haben es hier mit einer fortschreitenden Verschärfung des Gegensatzes zwischen Reich und Arm, mit der Pauperisirung der großen Masse und der Vereinigung der Produktionsmittel in immer weniger Händen zu thun. Ein Zeichen der Zeit, das zu sozialen Reformen mahnt. Denn Deutschland kann man zurufen: Tua res agitur, deine eigene Geschichte spielt sich ab. Was für England, gilt und wird gelten für die deutschen Verhältnisse.

Lokales.

r **Zu einer wahren Kalamität** in unserem Straßenverkehr werden gegenwärtig die skandalösen Hunde-Szenen, denen man auf Schritt und Tritt begegnet und deren äußerliche Widerwärtigkeit dadurch nicht geringer wird, daß man am liebsten stillschweigend und schnell vorübergeht. Es ist ja peinlich über solche Dinge zu schreiben, ja auch nur zu sprechen, aber den unerträglichen Vorkommnissen in unseren Straßen gegenüber kann nicht länger geschwiegen werden. Die Gefahr der Uebertragung der Hundswuth ist wahrlich nicht größer, als die demoralisirende Wirkung jener Vorkommnisse, bei denen Kinder beiderlei Geschlechts in großen Haufen sich ansammeln. Zum Zwecke der Einziehung der Hundesteuer sind die peinlichsten Vorschriften gegeben, der vielfach ganz nutzlose Maulkorbzwang

*) 1 Pfund Sterl. = 20 Mk. 1 Pfd. hat 20 Schilling, 1 Schilling 12 Pence; 1 Schilling = 1 Mk., 1 Penny = 8½ Pfennig.

Klingenbruch warf einen verlegenen Blick zurück, denn die Ungezogenheit seiner Tochter gab ihm einen ordentlichen Stich durch's Herz, aber seine eigene Gutmüthigkeit gewann rasch die Oberhand.

„Mein lieber Solberg," sagte er herzlich, „wenn ich wirklich der Erste bin, dem Sie Ihr liebes Bräutchen vorstellen, so kann ich nur für Sie hoffen, daß alle Glückwünsche, die Ihnen heute noch gebracht werden, auch so ehrlich und treu gemeint sein mögen, wie der ist, den ich Ihnen als ersten Gruß entgegenbringe. Gott segne Sie und Ihr liebes Bräutchen, und wo Sie auch sein mögen, glauben Sie, daß der alte Klingenbruch herzlichen Antheil an Ihnen nimmt."

„Ich weiß es, mein lieber Oberstlieutenant," sagte Hans, wirklich ergriffen von den einfachen Worten, indem er dem kleinen Manne herzlich die Hand schüttelte; aber nun auch fort! Wir haben hier schon zu viel Zeit versäumt, und drüben bei uns werden sie gar nicht wissen, wo ich geblieben bin. — Vamonos, und Sie, mein alter, lieber Freund, sollen der Brautführer sein!"

Wenige Minuten später rasselte die Equipage wieder über das Pflaster der Stadt. — Oben bei Klingenbruch's lagen drei Damen in den geöffneten Fenstern und sahen dem Wagen nach, so lange sie ihm mit den Augen folgen konnten. Aber die Glücklichen darinnen achteten nicht darauf, und als der leichte Wagen bald nachher vor dem hell erleuchteten Solberg'schen Hause wieder hielt und die Diener vorsprangen, um den Schlag zu öffnen nnd die Herrschaften zu empfangen, half Hans seinem jungen Bräutchen heraus, und Käthchen am Arm, von dem Oberstlieutenant eskortirt, betraten sie gleich darauf den menschengefüllten Saal.

Käthchen zitterte freilich an allen Gliedern. Es waren die nämlichen Räume, die sie als Kind bewohnt, und dann hatte meiden müssen, ohne Hoffnung sie je wieder zu betreten, und jetzt, als Tochter vom Hause, sollte sie da hinein zurückkehren. Das helle Lichtmeer blendete sie dabei; sie fühlte, wie sie ihre Kräfte verließen, und klammerte sich fest an des Geliebten Arm.

„Muth, mein Herz," flüsterte dieser, „Du brauchst den Blick vor Niemandem zu Boden zu schlagen. Muth — da steht der Vater! Komm, ich führe Dich zu ihm."

Die Gäste achteten kaum auf das Paar. Sie sahen wohl, daß Hans von Solberg eine Dame in den Saal führte, aber das konnte auch eben so gut eine Fremde sein, die er nur geleitete. Viele von diesen hatten allerdings Käthchen hier schon früher im Hause gesehen, aber wer von Allen dachte jetzt an das arme Mädchen, das die Familie — wie man recht gut wußte, aber sich nicht weiter darum kümmerte, fortgeschickt hatte? Die jetzige Erscheinung glich auch dem Käthchen von früher nicht mehr. Es war eine schlanke, bleiche, ätherische Gestalt, und wie sie jetzt an des jungen Solberg Arm durch den Saal schwebte, schien sie den Boden kaum zu berühren.

Der alte Baron entdeckte sie zuerst. Wie nur Hans den Saal verlassen, ahnte er, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen sei, in dem sich das Räthsel lösen müsse, und in peinlicher Unruhe verbrachte er die Viertelstunde, die es dauerte, bis der Sohn zurückkehrte. Jetzt trat er in den Saal, die junge Dame, die er am Arm führte, war seine Braut, von jetzt an seine eigene Tochter, und mit zitternden Schritten ging er ihm entgegen. Schwamm es ihm doch so vor den Augen, daß er nicht einmal gleich die Züge der Fremden erkennen konnte.

„Vater," rief Hans, indem er auf ihn zuflog und ihn umschlang. „Deinen Segen, Vater!" Kennst Du Dein kleines Käthchen nicht mehr?"

„Käthchen?" rief der alte Herr, und stand, beide Arme halb erhoben, dem schüchtern zu ihm aufschauenden jungen Mädchen gegenüber, „Käthchen, bist Du das, Kind? Bist Du das?"

„Mein lieber, lieber Vater!" rief Käthchen, auch nicht mehr im Stande, sich länger zu halten. Was kümmerten sie die fremden geputzten Menschen, die sie rings umgaben; sie sah, sie hörte nichts weiter, als die alte, liebe, so lange nicht gehörte Stimme, die ihren Namen rief, und laut schluchzend warf sie sich an des Vaters Brust, der sie aber jetzt fest umschlang und wieder und wieder ihre Stirne küßte.

Hans aber hatte die Mutter erspäht. „Mutter," rief er, sie umfassend und zum Vater hinüber führend, „ich bringe Dir Deine Tochter wieder, meine liebe Braut. Sei gut mit ihr, Mutter, denn sie hat Deines Sohnes Glück begründet."

„Hans," rief die Mutter halb erschreckt und hielt mitten in ihrem Gang inne, aber Franziska kam ihr zuvor. Das Unglück, das sie selber betroffen, hatte sie weich gestimmt, und gerade das, was sie der früheren Pflegeschwester entfremdet, hatte ja jetzt nur zu rasch seine furchtbare Bestätigung erhalten. Mit flüchtigen Schritten eilte sie auf Käthchen zu und schlang ihren Arm um sie, und als sich jetzt auch Thränen in den Augen, die Mutter näherte, da warf Hans in ausbrechendem Jubel seinen Arm empor — das Zeichen für die schon lange dessen harrenden Musici — und ein schmetternder Tusch füllte in dem nämlichen Moment den weiten Saal.

Hans aber, sein Bräutchen jetzt selbst der Mutter entziehend, hob sie fast mehr, als daß er sie führte, mitten in den Saal hinein, und wie nur die rauschenden Fanfaren geendet, rief er mit lauter, jubelnder Stimme: „Meine Herrschaften und lieben Gäste und Freunde! Nicht die Trauer hat in diesen Räumen ihren Wohnsitz aufgeschlagen, wo sie gestern freilich einzog, heute muß sie dem Glück den Kampfplatz überlassen. Was jener Bube, der sich mit falschem Namen und Rang in unsere Herzen eine Zeit lang einnistete, getrennt, das führe ich heute den Eltern wieder zu: mein Pflegeschwesterchen, meine Braut!"

Und jetzt setzte die Musik ohne sein Zeichen zu einem neuen Tusche ein, bei dem das liebliche Mädchen wie mit Purpur übergossen stand. Aber lange wurde ihr keine Zeit gelassen, denn Alles drängte herzu, um sie zu beglückwünschen, und wenn das auch manchen der jungen Damen vielleicht nicht so recht von Herzen ging, an freundlichen Worten fehlte es keiner. Aber alles das schwamm auch nur für die Glücklichen in einen Moment von Seligkeit zusammen, und wie jetzt die kleine Kapelle zu einem lustigen Galopp einsetzte, da umschlang Hans sein Bräutchen und flog mit ihr jubelnd durch den Saal dahin.

Damit war auch die Bahn gebrochen und zugleich noch eine Art von drückendem Gefühl gehoben, das bis jetzt, trotz

wird von den Hundefängern oft genug in geradezu chikanöser Weise aufrecht erhalten und hier, wo es sich um die viel wichtigere Frage der Moral handelt, soll man an solchen Aergernissen achselzuckend vorübergehen? Es ist keine unbillige Forderung, daß den Hundebesitzern, vielleicht an Stelle der vielen entbehrlichen Pflichten, zunächst die aufgelegt werde, die Beaufsichtigung der Thiere soweit auszudehnen, daß solch öffentliches Aergerniß vermieden wird. Auch ohne behördliche Anordnung sollte jeder Besitzer eines Hundes diese Pflicht als eine unabweisliche Forderung des Anstandes und der guten Sitte anerkennen und danach handeln.

r. **Ein eigenartiges Familien-Kaffeekochen** fand am Mittwoch Nachmittag in einem Lokale der Hasenhaide statt. Die zu diesem Zwecke vereinigte Gesellschaft hatte am vergangenen Sonnabend eine Partie durch den Grunewald unternommen und ein wohlbeleibtes Mitglied derselben bediente sich zur Erleichterung des beschwerlichen Weges eines ziemlich schweren Stückes Knüppelholz, das er zufällig am Boden fand und das er als grotesken Spazierstock benutzte. Ein Anderer wettete nun mit dem Dicken, daß dieser nicht im Stande sei, den besagten Knüppel als Spazierstock den ganzen Tag über mit sich herum zu führen und am Abend mit nach Berlin zu bringen. Der Dicke ging auf diese Wette ein, als deren Verlustobjekt eine halbe Tonne Bier stipulirt wurde. Man kann sich denken, wie viele Versuche im Laufe des Tages gemacht wurden, den Knüppel von seinem Besitzer zu trennen, aber dieser brachte das Stück Holz nebst mehreren Harzflecken in seiner Garderobe richtig mit nach Hause und die dadurch fällig gewordene halbe Tonne wurde nun am Mittwoch in der Hasenhaide geleistet. Bei dem Kaffeekochen aber verschwand der ruhmvolle Knüppel unter dem großen Kaffeekessel, dessen Wasser er zum Sieden bringen half. Die Toaste, Scherze und geistreichen Witze, welche der siegreiche Knüppel bei dieser Gelegenheit zu Tage förderte, sich zu vergegenwärtigen, müssen wir der Phantasie des Lesers überlassen; unsere Feder ist diesen großartigen Wirkungen des besagten Knüppels gegenüber wirklich zu schwach.

Ein entsetzlicher Unglücksfall ereignete sich vorgestern Nachmittag auf dem Bahnhofe in Köpenick. Die Wittwe Johanna Punke, eine Handelsfrau aus dem hinter Frankfurt a. O. gelegenen Orte Laskow, fuhr in Begleitung ihrer 6 Jahre alten Enkelin, Helene Müller, die hier bei ihren Eltern in der Annenstraße wohnt, vorgestern Nachmittag um 1 Uhr 30 Minuten mit dem Personenzuge vom hiesigen Schlesischen Bahnhofe ab, um sich in die Heimath zu begeben. Die alte Frau war der Meinung, daß sie für das Kind ein Fahrbillet nicht brauche und hätte daher ein solches hier nur für sich gelöst. Von dem kontrolirenden Schaffner während der Fahrt darauf aufmerksam gemacht, daß auch das Kind eine Fahrkarte haben müsse, wollte Frau Punke in Köpenick, wo der Zug nur wenige Minuten hält, das Versäumte nachholen und trat, um keine Zeit zu verlieren, auf die Stirnseite des Durchgangswagens, während der Train noch in Bewegung war. In der Hast trat die Frau fehl und stürzte so unglücklich zwischen die Wagen, daß ihr von den Puffern der Kopf buchstäblich zerquetscht wurde, was selbstverständlich den sofortigen Tod der Verunglückten zur Folge hatte. Die von Blut überströmte, schauerlich aussehende Leiche wurde von den hinzueilenden Stations- und Fahrbeamten sofort hervorgeholt und einstweilen in einem Schuppen des Bahnhofes untergebracht, während die Enkelin zum Verlassen des Zuges veranlaßt wurde. Das Kind wurde sodann mit dem nächsten nach Berlin fahrenden Zuge zurückgeschickt, damit es seinen Eltern die Trauerbotschaft überbringe. Dieser entsetzliche Vorfall zeigt wieder einmal recht eindringlich, wie gefährlich es ist, einen Eisenbahnwagen zu verlassen, ehe der Zug außer Bewegung ist, und er möge daher zur Vorsicht mahnen.

Gerichts-Zeitung.

P. **Wie die Frau Vize-Wirthin ihre Schulden bezahlt.** Die Direktion der Diskonto-Gesellschaft in Berlin ist Eigenthümerin des vor Kurzem erbauten Hauses Knesebeckstraße Nr. 7 in Charlottenburg und war die Verwaltung desselben einem Beamten der genannten Gesellschaft, dem Sekretär Lehniger, übertragen worden. Das ansehnliche Gehalt des Herrn Lehniger, welches für zwei Handwerker-Familien ausreichend wäre, genügte jedoch den Ansprüchen der Frau Vizewirthin, die es liebte, den Hausbewohnern durch einen weit über ihre Mittel gehenden Aufwand zu imponiren, nicht und die unausbleibliche Folge war, daß die Frau hinter dem Rücken ihres Mannes Schulden kontrahirte, bis sie schließlich, als die ungeduldigen Gläubiger mahnten, sich zu der Frage gezwungen fühlte: „Woher nehmen und — nicht stehlen?" Aber Frau Pauline Lehniger, geborne Dartsch, wußte sich über jeden Gewissensskrupel hinwegzusetzen und — sie stahl. Ihr war bekannt, daß die Frau des Maurerpoliers Reinicke, in demselben Hause wohnhaft, in ihrem Kleiderschrank mehrere Sparkassenbücher außer anderen Werthpapieren aufbewahrte; diesen Umstand hatte die Frau Reinicke der ihr gegenüber Freundschaft heuchelnden Lehniger, in arglosser Stimmung mitgetheilt und sie sollte ihre Vertrauensseeligkeit bitter bereuen. Eines Tages im März d. J. begab sich Frau Reinicke nach Berlin und ließ ihre Wohnung ohne Aufsicht. Dies benutzte die Lehninger, von den ihrem Manne bei Uebernahme der Vizewirthschaft übergebenen Schlüsseln suchte sie innen aus, der zur Reinicke'schen Wohnung paßte und nachdem sie mittelst desselben sich daselbst Eingang verschafft, entnahm sie von den in einem vorderen Zimmer im Schrank aufbewahrten Sparkassen-Büchern das über einen Betrag von mehreren hundert Mark lautende. Die diebische Vizewirthin hatte dabei Muße genug, die festzusammengeschnürten Bücher aus der Verschnürung zu lösen und nachdem sie das Buch in aller Bequemlichkeit ausgesucht, die Verschnürung wiederzuschürzen, worauf sie sich unbemerkt entfernte. An demselben Tage erhob die Lehniger 200 M. unter Vorzeigung des gestohlenen Buches von der Berliner Sparkasse. Erst im Monat Mai d. J. als Frau Reinicke zu Einkäufen Geld gebrauchte sah sie nach den Sparkassenbüchern und entdeckte dabei, daß eines derselben ihr gestohlen worden war. Die Frau brach, als sie den Verlust gewahrte, in lautes Jammern aus, welches von der Lehniger vernommen ward und diese setzte nun ihrer boshaften Raffinirtheit die Krone auf. Mit der mitleidigen Frage: „Warum weinen Sie denn Frau Reinicke?" trat die L. zu der Bestohlenen und nachdem sie noch den Verdacht auf den in Hamburg weilenden Sohn der Bestohlenen zu wälzen sich bemühte, erbot die L. sich, nach dem Städtischen Sparkassen-Bureau in Berlin zu fahren, um die Auszahlung des Spargeldes zu inhibiren. Die L. fuhr auch alsbald nach Berlin, nicht aber zu dem letztangegebenen Zweck, sondern sie legte, dort angekommenen, das von ihr selbst gestohlene Buch vor, um den darauf noch eingetragenen Restbetrag von ca. 200 M. abzuheben. Bei Ausübung dieser Frechheit wurde die Diebin verhaftet und demnächst in das Untersuchungsgefängniß eingeliefert. Gestern stand die diebische Vizewirthin, die wegen Brandstiftung schon einmal in Untersuchung gewesen, vor der ersten Strafkammer des Landderichts II, woselbst sie ein umfassendes Geständniß ablegte. Der Staatsanwalt beantragte 1 Jahr Zuchthaus und Ehrverlust auf die Dauer von zwei Jahren. Der Gerichtshof ließ indessen Milde walten und erkannte auf 6 Monate Gefängniß und 1 Jahr Ehrverlust.

Eine jugendliche Verbrecherin. Die 21jährige Eliza Salmons stand, wie aus London berichtet wird, vor den Assisen des Central Criminal Court unter der schweren Anklage, die Mörderin ihres dreijährigen Kindes Louise Emma zu sein. Ihr sanftes Aeußere — ihre einnehmenden lieblichen Züge lassen sich mit dieser fürchterlichen Beschuldigung nicht vereinigen — und ihr als seelengut geschilderter Charakter, ihr harmloses, kindlich gutmüthiges Wesen scheinen von vornherein die Anklage zu entwaffnen. Und doch sprechen die Thatsachen in einer entsetzlich beredten Weise für ihre Schuld — und weisen auf sie als ruchlose, herzlose Mörderin! Das Kind Louise Emma — die Frucht eines Fehltrittes — wurde im Juni 1882 geboren, und da die Angeklagte zur Fristung ihrer Existenz zu fremden Leuten in Dienst trat, überließ sie das Kind zur Pflege ihrer Tante in Leytonstone gegen einen wöchentlichen Betrag von 4 Shilling. Pünktlich zahlte sie aus ihrem mühsam erarbeiteten Lohn diese Summe bis zum März laufenden Jahres — dann blieb sie das Verpflegungsgeld schuldig. Am 8. März holte sie ihr Kind ab, besuchte mit demselben ihre Mutter zu Romford und verließ letztere des Abends mit dem Kinde. Sie traf in ihrer Dienststelle ohne das Kind ein. — In der Frühe des nächsten Morgens wurde dessen Leiche in dem New River gefunden. Die Angeklagte verrichtete ihre häuslichen Arbeiten wie gewöhnlich, nichts trübte anscheinend ihre Laune; ein sanftes, die vollste Gewissensruhe verrathendes Lächeln umspielte wie immer die Lippen des Mädchens. Die Polizei hatte unterdessen Nachforschungen eingeleitet, welche die Identität der Leiche mit dem Kinde der Salmons feststellten. Die Londoner Polizei telegraphirte an die zu Romford, wo die Angeklagte wieder zu Besuch bei ihrer Mutter verweilte, um ihre Verhaftung. Eliza Salmons, als sie vernahm, daß die Polizei sie suche, begab sich freiwillig auf die Polizei-Station und fragte lächelnd den diensthabenden Beamten, warum man sie suche. Scherzend fügte sie bei: „Man will mich wohl auf einen oder zwei Tage ins Loch stecken." Als man ihr in Antwort hierauf das Londoner Telegramm vorwies, erblaßte sie und vermochte kaum aufrecht zu stehen. „Ich habe mein Kind nicht getödtet," war schließlich ihre Antwort, an der sie auch bei ihrer Vernehmung im Vorverfahren festhielt. Zu einer weiteren Erklärung war sie nicht zu bestimmen. In der Verhandlung plaidirt sie auf „Nichtschuldig". Eine weite Befragung derselben gestattet das englische Recht nicht, und sich freiwillig des Näheren über die Anklage zu verbreiten, ist ihr ohnedies verwehrt, da sie einen Vertheidiger zur Seite hat. — Mit demselben sanften Aeußern, ein engelreines Lächeln ihre Lippen umspielend — der Ausdruck der Unschuld, steht sie vor Gericht. — Die Anklage hält jedoch an ihrer Schuld fest. Eine Reihe zwingender Indizien weist darauf hin, daß die Angeklagte ihr Kind in den Fluß geworfen habe, um sich der Last der weiteren Sorge für dasselbe zu entledigen. — In warmer Weise tritt der Vertheidiger für sie ein. Allerdings erleichtert ihre Erscheinung seine Aufgabe; ihr Schweigen selbst ist Beredtsamkeit. Läßt sich ein so fürchterliches Verbrechen mit ihrer so vorwurfsfreien Vergangenheit vereinigen? Wahrhaft rührend ist es zu hören, mit welcher Liebe und Hingebung die Angeklagte an ihrem Kinde gehangen hatte, wie zärtlich sie dasselbe pflegte und ihren ganzen kargen Lohn der Sorge für ihr Kind zuwendete. Wo wäre hiernach das Motiv für das Verbrechen? — Der Vertheidiger sucht vielmehr die Erklärung darin zu finden, daß in der Dunkelheit jenes verhängnißvollen Abends die Angeklagte mit einer dritten Person verabredetermaßen zusammengetroffen sei, der sie das Kind zur Ueberbringung in das Armenhaus übergeben habe, daß dieser Dritte in der Dunkelheit das Kind durch einen unglücklichen Zufall in das Wasser habe fallen lassen. Mr. Justice: Ich wollte die beredten Ausführungen des so warm für seine Klientin eingetretenen Vertheidigers nicht unterbrechen, allein ich muß den Herren Geschworenen zu bedenken geben, daß keinerlei Beweis für den von dem Vertheidiger als möglich hingestellten Sachverhalt erbracht worden ist. Die Geschworenen dürfen jedoch ihrem Verdikte keine Thatsachen zu Grunde legen, für die nicht der Beweis angetreten worden ist. Uebrigens muß ich dem Herrn Vertheidiger bei aller Anerkennung seiner edlen Bemühungen bemerken, daß ich gewünscht hätte, es wäre von seiner Seite in einem früheren Stadium ein solcher Sachverhalt vorgelegt worden; dann hätte man wohl über denselben Nachforschungen einleiten können. Jetzt kann ein solches unbewiesenes Vorbringen nicht berücksichtigt werden. Die Jury fällt ein Verdikt auf Schuldig; die Angeklagte stürzt bei Anhörung dieses Verdiktes mit einem lauten Schrei bewußtlos zu Boden. Nun erhebt sich der Obmann der Geschwornen: „Mylord! Die Geschwornen sind, ihrer Pflicht getreu, jedoch mit schwerem Herzen, zu diesem Verdikte gelangt. Wir bitten, Mylord, um Gnade für die Angeklagte in Betracht ihrer Jugend und ihres bisherigen unbescholtenen Lebenswandels." Mr. Justize Hawkins (nach einer Pause, welche seine tiefe Erschütterung verrathen läßt) bedeckt sich mit der schwarzen Mütze, zum Zeichen, daß er ein Todesurtheil zu verkünden im Begriffe stehe: — „Eliza Salmons! Mit offenbarem Schmerze hat die Jury sich durch ihre Pflicht gebunden gesehen, Sie auf Grund des Beweisverfahrens des fürchterlichen Verbrechens des Mordes, begangen an Ihrem leiblichen dreijährigen hilflosen Kinde, schuldig zu erklären. Ich theile diesen Schmerz, der hier am Platze ist. Ihr Vertheidiger hat zu Ihren Gunsten Alles vorgebracht, was zu sagen war. Dank und warme Anerkennung des Gerichtes gebührt ihm für die edle hingebende Erfüllung seiner so schweren Aufgabe. Seinen herzbewegenden Worten haben Sie es gewiß zum wesentlichen Theile zu verdanken, daß die Jury Sie der Gnade empfohlen hat. Aber ich darf Sie nicht in die Hoffnung einwiegen, daß Sie darum auch die Gnade zu erwarten hätten. Es wäre das ein Unrecht meinerseits in diesem ernstesten Augenblicke Ihres Lebens. Ich werde sofort die Empfehlung der Geschworenen jener Stelle unterbreiten, welche allein darüber zu entscheiden hat. Mir selbst bleibt nur eine einzige und traurige Pflicht. In Erfüllung dieser will ich Sie auch nicht länger in diesem Augenblicke Ihrer Verzweiflung und Seelenangst vor mir stehen lassen, als nothwendig ist. Unglückliches Mädchen! Ich will in diesem Augenblicke Ihre ohnedies schwer genug belastete Seele nicht weiter durch Vorwürfe quälen. Suchen Sie Gnade vor jenem Richter, vor dem Sie voraussichtlich bald Rechenschaft über Ihre schwarze That abzulegen haben werden. Mir obliegt die Verkündigung jenes Urtheils, das ich keine Kraft habe zu mildern oder abzuändern." — Mr. Justice verkündet hierauf das Todesurtheil in der hergebrachten Form. Die Angeklagte wurde in bewußtlosem Zustande aus dem Gerichtssaale gebracht. Tieferschütterndes Mitgefühl hatte alle Anwesenden erfaßt. „Unglückliches Mädchen!" diese Worte des Richters scheinen noch lange im Gerichtssaale — dem Schauplatze so vielen menschlichen Elends — nachzuklingen. Das unglückliche Mädchen ist aus der Zahl der Lebenden gestrichen. Entweder muß ihr schönes Haupt dem Strange des Henkers zum Opfer fallen oder die finstere Nacht des Kerkers wird zum Grabe ihres Lebens.

Soziales und Arbeiterbewegung.

Die Kosten der amtlichen Statistik in den verschiedenen europäischen Staaten sind sehr verschieden. Sie betragen nach einer Mittheilung in der österreichischen „Statistischen Monatsschrift", per 1000 Einwohner in

Oesterreich . . .	6	Gulden	60	Kreuzer
Italien	7	„	30	„
Ungarn	9	„	20	„
Schweiz	10	„	70	„
Preußen	15	„	20	„
Baiern	16	„	60	„
Großbritannien . .	19	„	20	„
Sachsen	35	„	60	„

Wie man sieht, leistet Oesterreich pekuniär am wenigsten, Sachsen am meisten für statistische Zwecke. Um eine gute sachliche Statistik zu schaffen, dazu bedarf es nicht blos viel reichlicherer Geldmittel als bisher, sondern auch einer größeren Unabhängigkeit der Statistiker von der Regierung. Die Statistik darf nicht die Thürschließerin des augenblicklichen Ministeriums, sondern sie soll eine unabhängige, freie Wissenschaft sein. Das ist sie heute, mit wenigen Ausnahmen, nicht; sie wird es hoffentlich werden zum Nutzen des Volkes, zur Förderung einer wahrhaften Sozialgesetzgebung.

Der durch Feuer angerichtete Schaden, den die Vereinigten Staaten und Kanada im März 1885 erlitten haben, beläuft sich auf etwa 9 Millionen Dollars (ca. 36 Mill. Mark), eine, so lange es eine Feuerstatistik giebt, in dem gleichen Staate nie zuvor erreichte Summe und um 2 Millionen mehr, als der Durchschnittsbetrag für den Monat März in den letzten zehn Jahren. Fünfzehn Brände, welche „Daily Commercial Bulletin" anführt, stellen einen Gesammtschaden von über drei Millionen Dollars dar, ungefähr ein Drittel der gesammten in dem Monat zerstörten Werthe. Für das erste Viertel des Jahres beläuft sich die Verlustliste auf 27 500 000 Dollars (ca. 110 000 000 Mark). Der März l. J. war also ein brandreicher Monat. Wieviel Tausende von Arbeitern mögen infolge dieser Brände brodlos geworden sein?

Das Wachsthum der Massenarmuth in England, dem klassischen Lande der Bourgeois-Oekonomie, kann selbst nicht mehr von dem Organ der internationalen Finanzaristokratie, dem Londoner „Economist", geleugnet werden. Derselbe weist am Monat Januar 1885 im Vergleich mit Januar 1884 nach, wie die Zahl der unterstützten Armen sich vermehrt hat. Es betrug am letzten Tag jeder Woche

Januar 1885	Zahl der unterstützten Armen	Wachsthum gegen 1884 an Zahl mehr	in pCt.
1. Woche	726 103	11 144	1.6
2. „	729 601	12 245	1.7
3. „	737 195	16 556	2.3
4. „	740 836	17 558	2.4
5. „	744 245	17 987	2.5

„Es ist klar, gesteht der „Economist" offen ein, daß die Lage unserer arbeitenden Klassen schlechter geworden ist." „Und fügt er hinzu, die Noth ist nicht mehr auf die Bergwerks- und Schiffbaubetriebe beschränkt, sondern erstreckt sich bereits auf fast alle Bezirke." Dies weist er an einer genauen Uebersicht der verschiedenen Landestheile schlagend nach. Die Einnahme betrug in den nördlichen Bezirken gegen das Vorjahr nicht weniger als 27,8 pCt.! Man kann nun wohl in's Auge fassen, aus was für Elementen sich die unterstützten Armen, die offiziell Paupers genannt werden, zu rekrutiren pflegen. Es sind die bis zum Elend getriebenen Arbeitslosen, die Arbeitsunfähigen, die Kinder und hilflosen

---

Allem, auf der Gesellschaft gelegen. Man wußte ja, was vorgefallen war, und konnte sich dem Gedanken nicht ganz verschließen, daß hier die laute Fröhlichkeit doch nur Schmerz und Enttäuschung übertäuben solle. Jetzt aber, mit dem glücklichen Brautpaar voraus, mit der Freudenthräne, die in den Augen des alten Barons von Solberg blinkte, denn er hatte das Käthchen ja immer lieb gehabt wie ein eigenes Kind, schien das Ganze doch eine Wendung zum entschiedenen Guten erhalten zu haben. Es war kein gemachtes Fest mehr, es war ein wirkliches geworden, und rasch genug theilte sich das Gefühl der ganzen Gesellschaft mit.

Während einer Pause, in der jetzt Franziska mit Käthchen, um die sie den Arm geschlungen, im Saale auf und ab ging, stand der alte Solberg mit Hans an dem einen Fenster. Hans folgte mit den Blicken seinem holden Bräutchen, und auch des Vaters Auge hing eine Zeit lang an dem Schwesterpaar, das sich da durch des Sohnes Hilfe wiedergefunden. Aber er seufzte trotzdem recht aus tiefster Brust, so daß Hans selber darauf aufmerksam wurde.

„Was hast Du, Vater? Welche Sorge drückt Dich noch?"

„Eine Sorge gerade nicht, mein lieber Sohn," sagte der alte Herr, „aber doch ein recht trauriges, niederdrückendes Gefühl."

„An dem heutigen Abend?"

„Allerdings, weil es mir gerade der heutige Abend wieder nur zu sehr bestätigt und andere, schon frühere Beweise frisch in's Gedächtniß zurückruft. Es geht mit dem Adel bergab, Hans, die gute alte Zeit ist vorbei und geschwunden, demokratische Ideen breiten sich mehr und mehr, und leider selbst in unseren Kreisen aus, und die Stelle des ehrwürdigen Ranges nimmt ein gemeines Metall ein — das Gold."

„Es wird zu den edlen Metallen gezählt, Papa," lächelte Hans.

„Ja," nickte der alte Herr, „als das Wort edel noch eine andere Bedeutung hatte; aber auch darin ist es gesunken, denn ein Stück erbärmlichen Papiers zählt jetzt oft mehr als Haufen Goldes. Nein, das Gold ringt jetzt mit dem Adel um die Herrschaft, und leider läßt es sich nicht leugnen, daß der letztere mit jedem Tage an Boden verliert."

„Und hältst Du das für ein Unglück, Vater? Ist es nicht der praktische Geist der Zeit, der nicht mehr nach eingebildeten oder gedachten Verdiensten, sondern nach wirklichen Zahlen rechnen will?"

„Du hast kein Urtheil darin, Hans," sagte Herr von Solberg ruhig, „denn Du gehörst schon vollkommen der neuen Richtung an, was Du mir eben wieder durch Deine Mesalliance bewiesen hast."

„Mesalliance, Vater?" sagte Hans kopfschüttelnd; „unter Mesalliance verstehe ich eine unglückliche Ehe, in der Mann und Frau nicht in Frieden bei einander wohnen können, weiter nichts."

„Ich verstehe aber etwas Anderes darunter und sehe eben zu meinem Leidwesen, daß sie aller Orten überhand nehmen."

„Und bist Du böse, daß ich mir Käthchen zu meinem lieben Weibe nehmen will?"

Der Baron schwieg. — „Lieber wäre es mir," sagte er endlich, „wenn Du Dich in einer uns ebenbürtigen Familie nach einer Gattin umgesehen; aber da es gerade das Käthchen ist, das Du Dir gewählt, so will ich Dir deshalb nicht zürnen. Hat es mir doch schon die ganze Zeit auf der Seele gebrannt, daß wir sie damals von uns stießen. Uebrigens ist Deine Mesalliance nicht die einzige, sondern die ganze Stadt scheint sich darin zu überbieten. Der arme Hauptmann von Dürrbeck wollte die Sängerin heirathen, Fräulein von Schaller hat sich mit Doktor Potter verlobt, und Fräulein Henriette von Klingenbruch hat uns gestern Abend ebenfalls ihre Verlobung mit dem reichen Banquier Meyer angezeigt."

„Fräulein von Klingenbruch?" rief Hans rasch und erstaunt. „Wann hat sie die Karte geschickt?"

„Gestern Abend. Aber am gestrigen Tage wie heute Morgen war natürlich Niemand von uns in der Stimmung, derartige Anzeigen zu beachten, und da wir uns außerdem nicht veranlaßt fühlten, ihren Bräutigam ebenfalls einzuladen, sind die Damen wahrscheinlich ausgeblieben."

(Schluß folgt.)

Verwandten der Paupers und die Verkommenen und Verlumpten. Daß thatsächlich neben diesen Paupers noch Millionen in höchster Dürftigkeit leben und bei jeder neuen Krisis direkt dem Verhungern preisgegeben werden, falls sie nicht zur Elitetruppe der Trades-Unions gehören, das versteht sich von selbst. Aber es ist bezeichnend, daß selbst die wüthendsten Manchestrier durch die Brutalität der wirthschaftlichen Thatsachen gezwungen werden, solch ein Zugeständniß zu machen, wie der sehr ehrbare und respektable Geldsackmoniteur, der „Economist".

Zum ökonomischen Rückgang Englands. Nicht ohne Interesse dürfte es sein, aus dem 1884er Bericht einer der mächtigsten englischen Trades-Unions, der Gewerkschaft der Dampfkesselmacher und eisernen Schiffbauer von Großbritannien und Irland (mit ca. 29 000 Mitgliedern) einige wirthschaftsgeschichtliche Thatsachen mitzutheilen, die unsere Ansicht von dem stetigen ökonomischen Rückgang Albions mit detaillirten Belegen befestigen. Bekanntlich ist die Schiffbauindustrie eine der wichtigsten; sie beschäftigt eine nach Zehntausenden zählende Arbeiterarmee, und ihr Gedeihen bedingt das Prosperiren einer Reihe anderer Branchen, so vor allem des Maschinenbauwesens. Hören wir nun, wie Robert Knight, der Generalsekretär der Gewerkschaft, in großen Zügen die Sachlage zeichnet. „Das Jahr 1884, das fünfzigste seit Bestehen des Vereins, wird lange in Erinnerung bleiben als das unheilvollste in der Geschichte des Vereins oder in den Annalen des eisernen Schiffbaues. Nie seit Existenz dieser wichtigen Industrie hat ein Rückschlag solche Dimensionen angenommen und ist in seinen Wirkungen so schädlich gewesen wie dieser. Bauhöfe und Werkstätten, in welchen der fröhliche Klang des Hammers ertönte, sind zu düsteren Einöden geworden. In vielen Etablissements, wo gewöhnlich 6 bis 12 Schiffe auf dem Stapel waren, sind seit langer Zeit nur nackte Gerüste wahrzunehmen. Tausende von Arbeitern treiben sich müßig und in Verzweiflung auf den Straßen umher, die Weiber und Kinder dulden verborgen. Alle leiden Noth und Mangel ohne eigenes Verschulden. Der Schiffbau ist ebenso rasch gefallen, als er vorher gestiegen ist, der beste Beweis für das Derbyrennen unserer Produktion, die zügellos im tollen Jagen nach dem Profit alle Hindernisse nimmt, bis sie sich an der Krisis das Genick bricht. Es wurden

vom Stapel gelassen:	Gesammt-Tonnengehalt:
1880	739 221
1881	1 013 208
1882	1 240 824
1883	1 256 829
1884	741 315

Die Folge dieser rapid wachsenden Geschäftsverflauung war die mit unheimlicher Geschwindigkeit sich steigernde Arbeitslosigkeit der in diesen Erwerbszweigen angewendeten „Hände". Die Gewerkschaft hatte arbeitslose Mitglieder zu unterstützen:

Januar	3929	Juli	6909
Februar	3561	August	8617
März	4811	September	9187
April	5820	Oktober	8071
Mai	6680	November	8981
Juni	6727	Dezember	9046

Die Durchschnittszahl der arbeitslosen Mitglieder betrug 6681 oder 23½ pCt. während des ganzen Jahres, im September und Oktober aber war bereits jedes dritte Mitglied arbeitslos und mußte unterstützt werden. Der Arbeiter zahlte, wie gewöhnlich, die Zeche für die wahnsinnige Spekulationslust des Kapitals, für die Plusmacher, die, angelockt durch 25—30 pCt. Profit, die man seit 1879 in der Handelsmarine machte, die Gründerei im Schiffbau „im großen Stil" betrieben. Der Krach mußte kommen, er kam und begrub unter seinen Trümmern die Existenzen von tausend und abertausend fleißigen Arbeitern. Der Verein zahlte im Jahre 1884 für arbeitslose Mitglieder 1 144 108 Mark gegen 61 124 Mark im Jahre 1883. Am 1. Januar 1884 betrug der Kassenbestand mit 28 477 Mitgliedern 2 170 812 Mark, am 1. Januar 1885 blos 1 201 130 Mark. Während im früher schlimmsten Jahre, 1879, der Durchschnittsbetrag pro Mitglied für arbeitslose Mitglieder 12,12 Mark betrug, erhöhte sich derselbe für 1884 auf 39,76 Mark. Die Kräfte der Gewerkschaft sind auf's Aeußerste angespannt worden, und man braucht nicht Mathematiker einer Versicherungsgesellschaft zu sein, um auszurechnen, daß noch einige solche Jahre hinreichen, um das segensreiche Institut lahm zu legen, wenn nicht zu ruiniren.

Vereine und Versammlungen.

hr. **Die Töpfer Berlins** waren am Dienstag wieder versammelt. Der Vorsitzende Herr Borrmann theilte die Namen der Meister mit, welche sich durch Namensunterschrift auf den Minimal-Akkord-Tarif verpflichtet haben. Zu den 17, die in der Freitags-Versammlung genannt waren, sind 15 hinzugekommen, die ihre Zustimmung bekundet haben. Einige dieser Erklärungen lauteten nicht unbedingt zustimmend. In Bezug hierauf sprach sich der Vorsitzende dahin aus, daß nur solche Zustimmungs-Erklärungen, in welchen die Meister sich auf alle Positionen des Tarifs und auf die ganze Zeit bis zum 1. Juli 1886 verpflichten, anzuerkennen seien, und daß auch in den Fällen, wenn die Meister nicht allen Gesellen die im Tarif festgesetzten Preise zahlen wollen, oder wenn sie etwa von ihren Gesellen diejenigen aussperren, welche mit der Forderung an sie herangetreten sind, die Arbeit niederzulegen sei. Weiter theilte er mit, daß die Zahl der Gesellen, welche durch Namensunterschrift sich zur Durchführung des Tarifs verpflichtet haben, von 300 auf 700 gestiegen sei. Denjenigen Gesellen, welche noch warten wollen, bis die Meisterschaft einen Beschluß gefaßt haben werde, gab er zu bedenken, daß die Gesellen die Verpflichtung haben, zur Durchführung des von ihnen ausgestellten und von vielen Meistern gut geheißenen Tarifs die Initiative zu ergreifen, und daß die allgemeine Durchführung eine um so leichtere und schnellere sein werde, je größer die Einigkeit und die Energie sei, mit welcher die Gesellen für dieselbe eintreten. Am Schluß seines Referats rieth er, davon ab, jetzt schon den Generalstreik zu proklamiren. In der Diskussion, an welcher sich die Herren Krause, Chemnitz, Holz, Thieme und viele Andere betheiligten, wurden die Ausführungen des Referenten vervollständigt und bestätigt. Der Wunsch, den mehrere Redner aussprachen, daß die unverheiratheten Gesellen sich entschließen mögen, im allgemeinen Interesse Berlin für kurze Zeit zu verlassen, rief Widerspruch hervor. Das Ergebniß der Verhandlungen war die einstimmige Annahme der folgenden Resolution: „Da die heutige öffentliche Versammlung der Töpfer Berlins und Umgegend durch das Stillschweigen, welches die Meister auf die Aufforderung zur Bewilligung des Lohntarifs beobachten, zu der Einsicht gekommen ist, daß die Meister unsere gerechte Forderung nicht anerkennen wollen, so bleiben wir unentwegt bei unserer Forderung stehen und legen da die Arbeit nieder, wo der Tarif nicht in allen Positionen bewilligt wird. Ferner verpflichten sich die Kollegen, welche noch arbeiten, wo der Tarif bewilligt ist, die Streikenden mit allen Mitteln zu unterstützen und wöchentlich 3 M. zum Streikfonds zu zahlen." Zum zweiten Punkt der Tagesordnung: „Die Organisationsfrage" führte Herr Borrmann aus, daß der Fachverein die unserer Zeit ensprechende zur Förderung der materiellen und der moralischen Interessen der Gesellen geeignete Organisation sei, und empfahl aufs Dringendste den Anschluß an den Fachverein. — Nachträglich sei noch erwähnt, daß unter den Meistern, welche sich auf den Akkord-Tarif ohne jeden Vorbehalt verpflichtet haben, auch der Hoftöpfermeister Herr O. Titel, der in Berlin die größte Anzahl von Gesellen beschäftigt, sich befindet.

Fachverein der Tischler. Die Mitglieder, welche noch freiwillige Beiträge für die auswärtigen streikenden Tischler abliefern wollen, werden darauf aufmerksam gemacht, daß derartige Beiträge von folgenden Vereinsmitgliedern entgegengenommen werden: 1. Straßburg, Münchebergerstraße 26 III. 2. Pfeiffer, Fürstenstraße 8 III. 3. Grünwaldt, Prinzenstraße 8 IV. Auch werden am Sonnabend Abend im Restaurant Alte Jakobstraße 38 Gelder angenommen. Der Verein feiert sein diesjähriges Sommerfest, bestehend aus Konzert und Ball, sowie Belustigungen aller Art, am Montag, den 13. Juli, im Lokale „Neue Welt" (Burgschloßbrauerei) Hasenhaide 36c. Anfang des Konzerts 4 Uhr. Bei eintretender Dunkelheit Fackel-Polonaise für Kinder. Die Kaffeeküche ist von 3 Uhr ab geöffnet. — Freunde und Gönner des Vereins sind freundlichst eingeladen. — Billets sind vorher zu haben bei den Mitgliedern Böhm, Johanniterstr. 10, Lindemann, Zossenerstr. 17, Arelt, Belle-Alliancestr 61, Rieska, Wienerstr. 42, Heckmann, Manteuffelstraße 40, Straßburg, Münchebergerstr. 26, Thierbach, Neue Königstr. 72, Schicht, Gartenstr. 40a, Wolter, Lothringerstr. 24 und im Zentral-Arbeits-Nachweis des Fachvereins, Alte Jakobstraße 38.

An die Schneider Berlins! Collegen und Berufsgenossen! Die Unterzeichneten veranstalten zum kommenden Sonntag, den 12. Juli d. J., eine gemüthliche Abendunterhaltung, bestehend aus Gesangs- und humoristischen Vorträgen mit Tanzkränzchen, in Gratweils Bierhallen, Kommandantenstr. 77/79 (beide Säle und Gärten), zum Besten zweier kranker Kollegen, wovon der Eine, der frühere Altgeselle der Schneidergesellen-Kranken- und Sterbekasse Wilh. Kleinecke nahezu erblindet ist, und für einen Familien Vater, welcher bereits 28 Wochen krank ist, und außerdem Krankheitsfälle in der Familie hatte, wodurch dieselbe in bitterste Noth gerathen ist. Das Eintrittsgeld haben wir auf 20 Pfg. für Musik und Tanz festgesetzt, ohne der Wohlthätigkeit Schranken zu setzen. Kollegen, kommt alle! Anfang Abends 7 Uhr. Brodke. Weber. Reichert. Pape. Eckelt. L. Pfeiffer.

Der Gauverein Berliner Bildhauer hält sein diesjähriges Sommerfest am Sonnabend, den 11. d. M. ab. (Siehe Inserat). Billets zu 30 Pf. sind noch vorher zu haben im Restaurant Sahm, Annenstr. 16, und in den mit Plakaten belegten Geschäften. Offene Kasse findet nicht statt. Für Unterhaltung ist bestens gesorgt und werden die Kollegen ersucht, sich an diesem Feste recht zahlreich zu betheiligen.

Die „Freie Organisation junger Kaufleute" veranstaltet Mitte Juli ein großes Sommerfest zu Gunsten ihrer Vereinskasse. Die Arrangements zu dieser Festlichkeit sollen in großartigem Maßstabe betrieben werden.

In Wien fand vor einigen Tagen eine Versammlung von Handlungsgehilfen in „Vogelsang's Elisabethsaal" statt, welche nach längerer Diskussion den Beschluß faßte, den Handelsminister in einer Petition darum anzugehen, daß sämmtliche Approvisionirungs-Gewerbe an Sonntagen nur bis 9 Uhr Vormittags zum Verkaufe ihrer Waaren berechtigt, alle übrigen Handelsgeschäfte aber den ganzen Tag hindurch geschlossen sein sollen. Die drei „demokratischen" Reichsraths-Abgeordneten, sowie der neugewählte Vertreter des sechsten Bezirkes wohnten der Versammlung bei und versprachen, die Wünsche der Handelsbeflissenen zu befürworten.

Vermischtes.

Verbrennung von Hexenmeistern. In Kosesd-Oha im Hunyader Komitate gruben, wie „Hunyad" erzählt, die Dorfbewohner unter Mitwirkung des Gemeinderichters am 25. v. M. die Leichen des Lazar Dumitru, des Lazar Ilonucz und der Lina Dobrean, die ein bis fünf Monate vorher gestorben waren, aus. Die Leichen der beiden Ersteren zerstückten sie auf dem Kirchhofe mit eisernen Gabeln und Hauen und verbrannten sie sodann, angeblich deshalb, weil die beiden Verstorbenen Hexenmeister waren und das Rindvieh verhext hatten. Was die Lina Dobrean betrifft, so öffneten sie nur den Sarg und untersuchten die Leiche, sodann setzten sie den Sarg in das Grab zurück und schlossen dasselbe.

Setzer-Wette. Die Amerikaner sind bekanntlich sehr enragirte Wetter und es klingt oft unglaublich, was sie Alles in den Bereich ihrer Wetten ziehen. So fand Ende Juni in der Offizin der Zeitung „Star" ein Wettsetzen in Gegenwart vieler Schriftsetzer zwischen Mc Cann vom „Herald" und Jra Sommers von der „World" statt, bei dem natürlich viele und hohe Wetten abgeschlossen wurden. Mc Cann, ein Irländer von Geburt, trug bei dem Wettkampf den in 2000 Mark bestehenden Preis davon. Es dauerte gegen 3 Stunden, bis der Wettkampf zu Ende war. Nach Ablauf dieser Zeit hatte Mc Cann 6350 m. Petit kompreß ohne Ausgänge, Sommers 6076 m. gesetzt. Mc Cann griff seine Buchstaben mit fester Hand blitzschnell und hatte seinen ersten Winkelhaken in 14 Minuten gefüllt. Sommers war nervös, hatte keinen festen Griff, warf die dritte Zeile um und brauchte zwei Minuten länger als sein Gegner, um den ersten Winkelhaken zu füllen. Mc Cann kann sich nun als den „Champion"-Schriftsetzer betrachten; er hat den Setzer G. Ahrensberg, der bei einem vor 10 Jahren in der Offizin der „Times" stattgehabten Wettsetzen den Sieg davon trug, um 300 m. geschlagen.

In Chikago (Amerika) ist eine Arbeitseinstellung eigener Art eingetreten: die an den im westlichen Theile der Stadt fahrenden Straßenbahnen Beschäftigten sperrten die Bahnen und hinderten die Wagen, zu laufen. Nun trat aber am 3. Juli die Polizei ein und besetzte die Abfahrtsstelle und die Madisanstraße, so daß unter ihrem Schutz die Wagen die Fahrt begannen. Die errichteten Barrikaden wurden mit großer Mühe beseitigt, wobei es gelegentlich zu einem nicht unblutigen Handgemenge kam; aber schließlich gelang es der Polizei, welche in der Stärke von 600 Mann auftrat, den Straßenbahnverkehr einigermaßen wieder herzustellen. Der Mayor von Chikago, Mr. Harrison, leitete zu Pferde die Operationen der Polizei. Etwa 150 Aufsässige wurden verhaftet.

Kleine Mittheilungen.

Zum Lieske-Prozeß schreibt die „Frkf. Ztg.": Thatsache ist, daß Julius Lieske erklärt hat, er beabsichtige von dem Rechtsmittel der Revision keinen Gebrauch zu machen; dies können wir vollinhaltlich aufrecht erhalten. Lieske bemerkte dies, als er das Gefängniß in Frankfurt verlassen hatte, ohne einen Verzicht auf das Rechtsmittel der Revision unterschrieben zu haben. Indeß glaubte Herr Dr. jur. Fester, daß er als Vertheidiger verpflichtet sei, die Rechte seines Mandanten bis zum letzten Augenblicke zu wahren und darum hat er aus eigener, ihm vom Gesetze gestatteter Initiative die Revision für Lieske angemeldet. — Die von vielen Zeitungen gebrachte Nachricht, der zum Tode verurtheilte Julius Lieske habe in dem Zuchthause Wehlheiden nur eine Nacht verbracht und sei dann nach der Strafanstalt in Halle überführt worden, wird von der „Kreuzztg." als vollständig unbegründet bezeichnet. Der Verurtheilte soll sich noch in Wehlheiden befinden.

Gleiwitz, 6. Juli. Ein Mord ist am Sonnabend ans Tageslicht gekommen. Am genannten Tage fand man in Kornfeldern auf Petersdorfer Terrain den entstellten und mit Blut besudelten Leichnam eines seit Montag vermißten Lampenanzünders. Derselbe war verheirathet und stand im Rufe eines fleißigen und ordentlichen Mannes. Raubmord scheint nicht vorzuliegen. Der Mund des Ermordeten war mit Gras verstopft, auf dem Kopfe zeigten sich mehrere klaffende Wunden, die wohl den Tod herbeigeführt haben.

Freisprechung eines Reichstags-Abgeordneten. Gegen den Reichstagsabgeordneten Professor Dr. Möller aus Königsberg war wegen eines in einer Wählerversammlung in Bromberg gehaltenen Vortrages von der Staatsanwaltschaft Anklage wegen Beleidigung des Reichskanzlers und des preußischen Beamtenstandes erhoben worden. Die Bromberger Strafkammer sprach jedoch Dr. Möller frei. Die gegen dieses Urtheil von der Staatsanwaltschaft eingelegte Revision ist jetzt vom Reichsgericht zurückgewiesen worden. Die Freisprechung hat damit Rechtskraft erlangt.

Sprechsaal.

Die Redaktion stellt die Benutzung des Sprechsaals, soweit Raum dafür abzugeben ist, dem Publikum zur Besprechung von Angelegenheiten allgemeinen Interesses zur Verfügung; sie verwahrt sich aber gleichzeitig dagegen, mit dem Inhalt derselben identifizirt zu werden.

Werthe Redaktion!

Ich bin von Anfang bis Ende den Verhandlungen am letzten Sonntag in Keller's Salon gefolgt. Es war die erste Versammlung, die ich in der schwebenden Tischlerangelegenheit besuchte, um mich über den eigentlichen Kern der Streitfrage zu informiren. Mit Hilfe reicher Erfahrungen im Gewerkschaftswesen gelang es mir, aus dem Chaos der allerpersönlichsten oft widerlichen Reibereien den Streitapfel herauszufischen; er heißt: Zentralisation der Arbeiterinteressen! — Auf der einen Seite steht Herr Rödel mit dem Grundsatz, die Grenzen des ehernen Lohngesetzes in einem bestimmten Gewerbe abzustechen, „die Welt im Kleinen zu verstehen," — auf der anderen Seite steht das soziale Gesammtinteresse der Arbeiter, wie es sich aus der gegenwärtigen wirthschaftlichen und politischen Situation ergiebt, ohne bestimmte persönliche Repräsentanten.

Indem viele über diese Kernfrage nicht genügend klar sind, sehen sie überall nur den aufsteigenden Schaum und verzehren ihren Eifer immer mehr in maßlosen Nörgeleien, in der Vermehrung dieses Schaums — ohne sich auch nur einen Augenblick Rechenschaft abzulegen, wem sie eigentlich damit in die Hand arbeiten.

Ist es wirklich wahr? — Eine Berliner Gewerkschaftsheiter-Versammlung in praktischen Gewerkschafts-Angelegenheiten bietet einen Anblick, wie er nur in den erregtesten Wahlversammlungen zu finden ist, in denen wirkliche Gegner sich gegenüberstehen, von denen immer der Eine überzeugt ist, daß der Andere sein schlimmster Feind sei. Nein! es ist pure Selbsttäuschung der „Parteien" und diese genährt worden durch Eifersucht, Personenkultus und Illusionen. Es fehlt die geistige Disziplin, sich im Allgemeinen immer streng an das zu halten, worauf es zur Lösung des Streites in letzter Linie ankommt. Wie viel Dinge untergeordneter Natur wurden da nicht in blindem Eifer den Zuhörern aufgetischt, als gelte es einem Kaffeeklatsch rabiater Weiber, wie viel Retourkutschen karambolirten da durcheinander, wie die Rumpelkammern wurden durchwühlt um einiger verrosteter Argumente willen! — Hier und da vorgekommene Fehler handele man eben als Fehler, sie aber als Haupttrumpf gegen einen „Gegner" auszuspielen, sich unter ihrem Eindruck ständig hinreißen zu lassen, um Effekt zu erzielen, ist kleinlich ist Spiegelfechterei und Schwäche. Diese Kampfmanieren sollen man dem gedankenlosen Anhängsel anderer leuchtenden Größen der Gegenwart nicht ablernen. Daß der Leiter einer Bewegung ungeheuer leicht verdächtigt werden kann, muß stets berücksichtigt werden, „die Verleumdung ist ein Lüftchen, kaum vernehmbar im Entsteh'n". Es ist in dieser Beziehung doppelt Ehrenpflicht vorsichtig zu sein. Der Angegriffene aber soll Alles daran setzen, vor Allem die Unwahrheiten positiv nachzuweisen und soweit das nicht möglich ist, in kurzen, bestimmten Erklärungen ohne überflüssigen Pathos die Anschuldigungen zurückzuweisen — oder seinen Fehler zugeben. Wer aber statt dessen immer auf ein Nebengebiet flüchtet und dort angriffsweise vorgeht, der untergräbt damit selbst seine Position und kann sich nicht beklagen, wenn immer wieder dasselbe gegen ihn vorgebracht wird. Die Erklärung des Herrn Rödel in Bezug auf den „Volksfreund" war unbedingt geeignet, diese Beschuldigungen für alle Mal gegenstandlos zu machen, während es andererseits ein entschiedener Mißgriff von R. war, bei dieser Tagesordnung die Personalakten seiner Gegner zu durchstöbern. Es konnte sich nur um die Kompetenz der Stadtverordneten in interne Gewerkschaftsangelegenheiten handeln, die persönliche Qualifikation ist bereits bei den Kommunalwahlen vorläufig entschieden. Die bekannte Annonce im „Berliner Volksblatt" betr. die Ehre der Berliner Arbeiter im Gegensatz zu Herrn R. war sehr wohl geeignet, unter gewissen Umständen denselben aufs Höchste zu reizen und es ist anzuerkennen, daß seine Anhänger — nicht nur der „Genius" — ihn in kritischen Momenten nicht ohne Weiteres preisgeben. Sollte aber die Versammlung zur Beilegung des Streites beitragen, so hat das Referat des Herrn Coffier nichts dazu beitragen können, da es auf eine direkte Schädigung des einzigen Berliner Arbeiterorgans zugespitzt war — ob zu einem bestimmten Zweck, wird die Zukunft lehren! — Wenn es wahr ist, daß es sich 1. um eine interne Gewerkschaftsangelegenheit handelt, 2. sich Niemand als die direkt Betheiligten hineinzumischen habe, wie Referent dem Sinne nach behauptete, so ist es höchst auffällig, daß der Buchdrucker Herr Coffier ein „Referat" in dieser „internen Tischlerangelegenheit" übernimmt und ein so „vernichtendes" Urtheil fällt! — oder ist vielleicht Herr Coffier im Auftrage der Berliner Buchdrucker mit den Berliner Tischlern in einen Kartellvertrag getreten, wonach er das Schiedsrichteramt auszuüben hat? — Also von wem hat Herr C. sein Mandat? Diese Frage halte ich für höchst wichtig zur Beurtheilung verschiedener Umstände. Bei dem offenbaren Widerspruch, der hier zwischen Wort und That vorwaltet, mögen die Beifallspender des Herrn C. des schönen Sprichworts sich erinnern: „Vorsicht ist die Mutter der „Porzellanmanufaktur"". Dieser Widerspruch wird durch den allgemeinen Charakter der Versammlung durchaus nicht gelöst. Nichtsdestoweniger auffällig ist der beabsichtigte Aufwand von „50 Mark für das Stenogramm einer Verhandlung, welche im Voraus herein nichts wesentlich Neues erwarten ließ. Derartiges ist in einer Volksversammlung wohl noch nicht vorgekommen. Wer sollte das Stenogramm erhalten, welche die Versammlung bezahlen sollte? War es wirklich nur eine Schutzmußregel gegen entstellte Berichterstattung oder hatte es einen weitergehenden Zweck? Es ist doch aus undemokratisch, einer öffentlichen Versammlung etwas aufoktroyren zu wollen; wenn man andere Absichten hat, so handele man diese doch wenigstens als Privatsache und identifizire nicht das Interesse Einzelner oder eines „großen Unbekannten" mit dem der Gesammtheit.

Wäre die Versammlung natürlich zu Ende gegangen, so wäre vielleicht noch manches zur Lüftung des Schleiers, der um die angedeuteten Umstände lagerte, geschehen; leider aber war die Rechnung ohne den Wirth gemacht und so muß man es großer kühlen Ueberlegung und der „feinen Nase" des Berliner Arbeiters überlassen, auch in dieser Angelegenheit nicht oberflächlichen Schaum für nahrhaftes Getränk hinzunehmen.

Schließlich halte ich eine Lohnkommission für „die notwendige Ergänzung des heutigen Wirthschaftssystems auf Grundlage der Selbsthilfe" (Brentano, Arbeitergilden), die jedoch für die Fachvereine nur ein Regulator für den Verdauungsapparat sein würde. — Bezüglich der Kompetenz glaube ich, daß nur ein aus unbetheiligten Arbeitern zusammengesetztes Schiedsgericht, welches nach einem von beiden Theilen zu vereinbarenden Modus gewählt wird, sich für kompetent erachten kann, ein maßgebendes Urtheil zu fällen, niemals aber Einzelne ohne bestimmtes Mandat, mögen sie auch sonst noch so geachtete Personen sein.

H. Guttmann, Graveur,
Dresdenerstr. 90.

Verantwortlicher Redakteur R. Cronheim in Berlin. Druck und Verlag von Max Bading in Berlin SW., Beuthstraße 2.

Hierzu eine Beilage.

Beilage zum Berliner Volksblatt.

Nr. 158. Freitag, den 10. Juli 1885. II. Jahrg.

Ein weißer Rabe.

Die Heuchelei der Manchesterpresse ist offiziell geworden, sobald es sich um die Kämpfe zwischen Kapital und Arbeit handelt. Die feindlichen Brüder auf der Rechten und Linken reichen sich verständnißinnig die Hände, wenn es gilt die soziale Frage fortzuzaubern. Wenn auch sonst nicht, in diesem Falle blasen sie sicher in ein Horn. Freilich hat die moderne Entwickelung bereits dafür gesorgt, daß ihre Harmoniemusik die Mauern von Jericho nicht umwirft.

Um so angenehmer berührt es, wenn man in der bürgerlichen Presse von Zeit zu Zeit einem unbefangenen, sachlichen Urtheil über die Arbeiterfrage begegnet.

Die früher Augsburger, jetzt Münchener „Allgemeine Zeitung" ist noch eines der wenigen Blätter, die sich bisweilen den Luxus solcher sozialpolitischer „Ketzerei" erlauben. Freilich, die Zeiten sind vorbei, als noch ein Liebknecht über englische Verhältnisse in der „Allg. Ztg." berichtete, und als der ehrliche Professor Huber seine trefflichen sozialwirthschaftlichen Aufsätze und Schilderungen in ihr veröffentlichte.

Die „Allgemeine Zeitung" ist derjenigen Bewegung steuerpflichtig geworden, welche die „Sozialreform" auf ihre Fahne geschrieben hat, und die Kathedersozialisten mit oder ohne Universitätskatheder, mit und ohne den Titel eines Minister a. D., die Lorenz von Stein, die Schäffle und Andere mehr treiben ihr volkswirthschaftliches Wesen in dem Weltblatte von ehemals.

Das Hauptblatt ist sozialreformerisch geworden. Verschämt flüchtete sich das sozialwissenschaftliche Gewissen in den Handelstheil, um dort als Aschenbrödel den Augen der meisten Leser zu entgehen.

In der Nr. 183 vom 4. Juli (2. Beilage) aber findet sich unter der Rubrik: Handelstheil ein solch ausgezeichneter Artikel des Pariser X-Korrespondenten über die Seidenweber-Krisis in Lyon, daß wir uns für verpflichtet halten, denselben im Wortlaut unsern Lesern mitzutheilen. Derselbe enthält eine lichtvolle Auseinandersetzung über die Ursachen des Konflikts zwischen Fabrikanten und Arbeitern und zeichnet sich durch eine solche Unparteilichkeit aus, daß der Leser uns zustimmen wird, wenn wir unseren Artikel überschrieben haben: Ein weißer Rabe.

Der Korrespondent läßt sich folgendermaßen vernehmen:

X. **Paris**, 28. Juni. Wieder herrscht in der Lyoner Seidenindustrie eine große Aufregung. Kaum sind die Wehen und Wirren des vergangenen Jahres überstanden, so treten neue Anzeichen ernster Geschäftsstörungen in dem seit geraumer Zeit schon periodisch, wenn nicht permanent heimgesuchten Gewerbebezirke auf, der von jeher und noch bis auf den heutigen Tag den Sitz einer der hervorragendsten und eigenthümlichsten Industrien Frankreichs bildet. Lyon war sonst für die Seidenfabrikation der unerreichbare Produzent; die Echtheit, Dauerhaftigkeit seiner einfachen Seidenstoffe, die geschmackvolle, überaus reiche Bildung jener damaszirten, vielfarbigen buntgeschmückten Gewebe, die kunstvolle Mischung von leichten und sanft kolorirten, mit schweren und üppig ausgestatteten Artikeln machten die Lyoner Seidenweberei zur ersten der Welt. Sie hatte keine Nebenbuhler zu fürchten. Auswärtige Fabriken lieferten geringere Waare, kopirten, meist in plumper Weise und als Nachahmung leicht kenntlich, die originellen Muster der Lyoner Erfindung, aber die Lyoner Fabriken fühlten kaum die Wirkung jener aufkeimenden Mitwerbung um den Welthandel. Nicht nur im Inlande, wo nur Lyoner Stoffe Werth hatten und getragen wurden, auch im Auslande wurde ihnen ein unüberwindbarer Vorzug.

Das hat sich in der letzten Epoche merklich geändert. Die Konkurrenz macht sich nicht nur auf fernliegenden Märkten fühlbar, sie drängt sich sogar in die heimischen ein, und die großen Magazine, die vermöge ihres ungeheuren Aufwandes für Zeitungsannonzen und Reklamen von Tag zu Tag fast den gesammten Zwischenhandel absorbiren und das kleinere Detailgeschäft fast tödten, wenden sich häufig, trotz ihres oftmals bei Anstellung ihres Personals zur Schau getragenen „Patriotismus", an auswärtige Fabriken, um mit französischer Ausschmückung, mit Abzeichen in französischer Sprache auf den Stücken unkenntlicher Abkunft, deren billiger erworbene Stoffe der Pariser Kundschaft anzubieten und zu verabreichen, mehr noch: häufig kehren dergleichen Waaren über dieselbe Grenze wieder zu Konsumenten zurück, die sich von Paris aus echt Lyoner Seidenkleider zu verschreiben wähnten.

Nur wenn sich eine Arbeiterkrisis, eine Handelsstörung von intensiver Art oder ein auch politisch gefährlicher Streik einstellt, beschäftigt sich die Presse und auch die Oberbehörde mit der Untersuchung von Grund und Ursache, aber solche Enqueten dauern in der Regel weit länger als die Krisis selbst, und ist diese vorüber, so wird auf jene weiter kein großes Gewicht gelegt, die bezüglichen Nachforschungen werden ad acta eingeschachtelt, es kräht kein Hahn mehr nach den dicken Bänden des theoretischen Frag- und Antwortspieles, bei dem die pompös fungirenden Redner und Sprecher vom Fach — nicht mit Fachmännern zu verwechseln! — eine so wichtigthuende Rolle spielten.

Was ist aus der berühmten 44er-Kommission geworden, die so lange tagte und debattirte, bis das „Arbeiterelend" wieder vorüber war oder wenigstens, in Folge der Erschlaffung der Geister, die dessen stetige Erwähnung mit obligater Mitleidsmusik erzeugt hatte, als überstanden galt? Die Herren Deputirten reisten hin und her, häuften Dokumente auf Dokumente, Fragezettel auf Fragezettel, ließen schließlich die langweiligen Informationen voller Wiederholungen und schalster Schulmeisterei in voluminösem Druck erscheinen — und alles blieb beim Alten. Das Alpha und das Omega der Untersuchung war: „Helft Euch selbst!" Dazu bedurfte es aber nicht des weitläufigen Apparates und der schwülstigen Selbstgefälligkeit.

Helfen sich aber die Arbeiter selbst, d. i. auf ihre Weise, so wie sie es in ihrer naturwüchsigen Gedankeneinfachheit und Offenheit verstehen, da kommen Behörden, Polizei, Soldaten und schreiten gern ein, die Theoretiker kramen ihren verzwickten Hokuspokus wieder aus und bieten den Hungernden Formeln, staatswirthschaftliche Regeln statt Arbeitslohn und Brod. Jetzt bietet die Lyoner Krisis wieder ein rechtes Beispiel von der Eitelkeit der Empiriker, welche mit leerem Wortschwall die Weltlage zu verbessern wähnen.

Was in Lyon wieder vorgeht, ist in wenigen Worten verständlich zu machen. Die reichen Fabrikherren beschäftigen eine Anzahl von Webern, die Seidenwaare wird aber in kleinen Métiers in den Wohnungen der Arbeiter angefertigt, denen die Fabrikanten das Material dazu liefern, das erheischt die Feinheit der Arbeit, die Sorgfalt, die derselben zu widmen ist und auch die Nothwendigkeit, die kostspieligen Stoffe zu isoliren, damit sie beim Zusammendrängen in größeren Räumen durch vielfältige Handhabung nicht beschmutzt oder beschädigt werden. Es ist daher keineswegs die Gewohnheit, Bequemlichkeit oder ein höheres Gefühl von Unabhängigkeit, was den Lyoner Seidenweber zu Hause für sich beschäftigt, und er legt sich die ihm daraus entstehenden größeren Unkosten im Grunde zum Vortheil seines Arbeitgebers auf. Man hat bisher immer oberflächlicherweise auf die Selbstständigkeit des Webers hingewiesen, der sein „Métier" eigens in seiner Wohnung besitzt; die Sache verhält sich anders: außer der größeren Verantwortlichkeit, die den Arbeiter trifft, der die Arbeit zu Hause anfertigt, steht er dadurch auch dem allgemeinen Geschäftsgange fern und kann sich über das Verhältniß von Arbeitslohn zu Gewinn keinen richtigen, kaum einen annähernden Begriff bilden. Was er indeß sehr leicht begreift, ist die trockene Thatsache, daß die Fabrikinhaber und Kommissionshäuser sich auch in sogenannten schlechten Zeiten bereichern, er aber in solchen Perioden darbt. Dieses starre unbiegsame Ding der Thatsache wird selten gründlich erörtert und, entsteht eine allgemeine Arbeitseinstellung, wie eben wieder eine in Lyon von den Seidenwebern beabsichtigt ist, falls die Brodherren nicht in einen ersprießlichen Minimaltarif willigen, so wird hin und her darüber gefabelt, welchen Gesetzen der Fatalität die Arbeiter anheimfallen, daß sie sich dazu bequemen müßten, die Lyoner Industrie, „den Ruhm des französischen Gewerbfleißes," durch ihre Opferfreudigkei zu stützen und zu heben, da sie heutzutage gegen eine schwierige Konkurrenz des Auslandes anzukämpfen habe.

Was liegt aber dem armen Weber am Ruhme der Lyoner Fabrikation, wenn er mit Weib und Kindern dabei hungert? Fragt man wohl ernstlich, woher es denn kommt, daß die Lyoner Produkte nunmehr nur mühsam ihren Werth behaupten, daß sie, wie zugegeben wird, in Amerika und in Oesterreich den Vergleich mit anderen nicht länger bestehen? In der Wirklichkeit bezieht sich das nicht blos auf diese beiden Märkte des Auslandes. Die wahre Ursache bleibt ungekannt oder unerwähnt und doch liegt sie klar vor Augen. Nicht der Arbeitslohn vertheuert die Lyoner Waare gegen fremdländische: es ist der exorbitante Nutzen, den die Fabrikanten auf den Kostenpreis zu schlagen belieben und den sie in demselben Verhältniß forterheben, wie zur Zeit, wo sie noch allein die unbeschränkten Beherrscher des Seidenwaarengeschäftes waren. Es ist ganz unglaublich, es würde, in Prozentsätzen ausgedrückt, ganz ungeheuerlich klingen, wie viel der Nutzen auf „Nouveautés" oder selbst auf solche flache Stoffe beträgt, die an ihrer Eigenart leicht zu erkennen sind und die von allbekannten Fabriken herrühren. Anstatt sich angesichts der immer wachsenden Konkurrenz mit einem geringeren Preiszuschlag zu begnügen, behaupten jene steinreichen, von den Kalamitäten des Augenblickes sich unabhängig fühlenden Großindustriellen ihre gewohnte Berechnung der Verkaufspreise und finden es viel natürlicher, an dem Arbeitslohne der Weber zu sparen. Auch haben sie diesen gegenüber noch ein anderes Argument ad hominem zur Hand. „Wenn sich die Lyoner Weber nicht zufrieden geben wollen, so sollen im Umkreis der Rhônestadt ein paar tausend Webstühle hergerichtet und wohlfeileren Arbeitern überlassen werden."

Zugegeben, daß nicht leicht ein radikales Mittel zu finden, um die Arbeitgeber zur Einsicht zu bringen, um sie „zum Ruhme und zur Ehre" des Lyoner berühmten Gewerbes in eine Herabsetzung ihres altgewohnten Verdienstes willigen zu machen, dürfte es ihnen doch wenigstens einmal in den Blättern vorgehalten werden, die es mit der höheren Bürgerklasse so gut meinen und den Werkleuten ohne Unterlaß den guten und wohlfeilen Rath ertheilen, jenen einfach nachzugeben und bessere Zeiten abzuwarten. An seinen Seidenstoffen, Modeartikeln, eigenthümlichen Farben-, Dessins- und Stoffkombinationen ist ein Reinverdienst von 50—100 pCt. nichts Ungewöhnliches. Warum lassen die HH. Großindustriellen nicht 10, 20, 25 pCt. davon zum Besten der Lohnarbeiter schwinden, denen dadurch gleich geholfen wäre? Warum schweigt man darüber? Aus Ignoranz oder aus verkappter Mitwirkung zur wirklichen Ausbeutung der darbenden nothleidenden Weber? Hat die Enquete-Kommission die Angabe der Fabrikherren etwa kontrolirt, hat sie genau erfahren, wieviel an der Waare wirklich verdient wird, ob die ausländische Konkurrenz nicht hauptsächlich durch ihre bescheideneren Gewinnansprüche den französischen Exporthandel verdirbt? Haben sich die Fabrikanten nicht gescheut, aus Furcht vor der herankommenden Einkommensteuer darüber die Wahrheit anzugeben?

Doch zur Sache des Arbeitslohnes und des Streiks. Beispielsweise — und ein der Fabrikation wohlgeneigtes, angesehenes Blatt giebt das selbst zu — erhielten die Stuhlweber für glatten, gerippten, unfaconnirten Sammet seit etwa anderthalb Jahren 2½ Fr. per Meter (vorher wurde die Arbeit mit 3 Fr. bezahlt), der Tarif ist gegenwärtig dafür auf 1¾ Fr. herabgesetzt. Da täglich 1½ Meter davon angefertigt werden können, so verdient der Webermeister im Tage 2,62 Fr., wovon 25 pCt. für die unvermeidlichen Unkosten der Arbeit abzuziehen sind, also kaum 2 Fr. Reinerträgniß für die Tagesarbeit. Der gewöhnliche Arbeitsgehilfe, der den Webstuhl treibt, erhält nur 1,31 Fr. netto per Tag. Durchschnittlich stellt sich der Lohn in Lyon für den geschickten Seidenweber auf 1½—2 Fr., allerhöchstens auf 3 Fr. bei besonderen Artikeln, wie die Möbel- und neuesten Modestoffe. Mit Recht wird dem entgegengehalten, daß der Maurergeselle zur selben Zeit sich bis 6 Fr. Tageslohn verschafft. Etliche 10 000 Lyoner Seidenweber (in der Vorstadt Croix-Rousse) haben sich dagegen verbündet und drohen, falls ihre Löhne nicht erhöht werden (man nennt sie euphemistisch Webtarifsätze) die Gesammtthätigkeit einzustellen, die in Arbeit befindlichen Stücke abzuschneiden und die Stühle lieber leer stehen zu lassen, als sich dem ganz ungenügenden Erwerb zu fügen. Die Fabrikanten weisen die Forderung vorerst mit den bekannten Scheingründen: auswärtige Konkurrenz, Handelskrisis, schlechter Geschäftsgang ab und drohen ihrerseits damit, in der Umgegend von Lyon ihren widerspänstigen Arbeitern eine Konkurrenz zu schaffen, indem sie selbst die Mittel zur Beschaffung der Webstühle und Einrichtungen bieten würden. Wird der Streik aber allgemein und verstehen sich die Seidenwirker allerorten, wie zu erwarten ist, so dürfte diese gute Absicht nicht auszuführen sein.

Die Fabrikherren geben ihrerseits wieder zu, daß die Regierung dazu beitragen könne, den Nothstand zu mildern und die

Mufflu.

Nach dem Englischen.

I.

Mufflu gehörte sehr armen, aber auch sehr lustigen Leuten, die in einem alten, verfallenen Hause wohnten; der Vater war seit Jahren todt, aber der braven Mutter stand ihr Erstgeborner wacker zur Seite, Carlo, ein Bursche von etwa zwanzig Jahren, den die jüngeren Geschwister abgöttisch liebten. Er war ein Gärtner; doch nicht er, sondern der zehnjährige, leider verwachsene Lolo war der Gebieter des kleinen, klugen, geschickten Hundes, einer Zierde seines Geschlechtes.

Warum hieß er Mufflu? . . .

Als einst ein in seine Heimath zurückkehrender piemontesischer Soldat den Kindern den Hund schenkte, war dieser ein blendend weißes, wolliges Geschöpfchen und die aus Korsika stammende Mutter erklärte, das Thier sehe aus wie die Schafe, welche man dort Mouffons nenne. Weiß und wollig blieb der Hund auch später, er wurde der reizendste Pudel der ganzen Stadt. Erst hieß man ihn Moufflon, dann Mufflu und dabei blieb's.

Das Haus befand sich in einem sehr alten Stadttheil von Florenz, ganz nahe der Kirche von San Michele. Die Straßen sind daselbst mit Krämerbuden bedeckt, Hausirer tummeln sich und aller Art Handel wird hier nach altem schönem Brauch unter freiem Himmel betrieben. Vielleicht nicht mehr allzulange. Das Gesetz will die Kaufleute in die Stuben und Gewölbe drängen und freie Bahn schaffen. Aber das Volk bedarf einer Stätte, wo es plaudern, sich aussprechen und seinem Herzen Luft machen kann; in dumpfe Räume gebannt, beginnt es zu murren und wird rebellisch . . Doch Ihr wollt ja von Mufflu hören.

Nunwohl, Mufflu lebte gegenüber der großen Kirche, die mir immer vorkam wie ein aus Silber verfertigtes Schmuckkästchen. Gewiß, ein ungeheures Schmuckkästchen, das den heiligen Geist einschließt, in dessen Nischen die Statuen von zwei Aposteln stehen: Petrus mit den Schlüsseln, Markus mit dem offenen Buche, daneben St. Georg auf's Schwert gelehnt und andere Gestalten, die ernst und feierlich Wache zu halten scheinen. Die Kirche ist unerschütterlich wie eine Festung; auch der wildeste Sturm vermag ihre erhabene Ruhe nicht zu stören.

Mufflu's kleiner Gebieter wohnte im Schatten dieses Tempels. Lolo hegte eine tiefe Verehrung für das Gotteshaus; er bewunderte es am Morgen, wenn die ersten Sonnenstrahlen dasselbe verklärten, er bewunderte es am Abend, wenn die Lichter auf den Altären brannten und der Weihrauchduft bis auf die Straße drang; er liebte es im glänzenden Festschmuck, liebte es in den Winternächten, wenn der Lampenschein die Apostel umspielte; er nannte es nur „meine Kirche."

Lolo war arm und kränklich; er konnte weder die Schule besuchen noch ein Handwerk erlernen; er flocht daheim Strohhüllen um Flaschen und Matten, zog es aber doch vor, durch die Gassen schlendern und dem plaudernden Marktvolk zuzusehen; manchmal humpelte er an seiner Krücke und begleitet von Mufflu über die Arnobrücke an's andere Ufer, wo die Hügel sich erhoben. Wenn die Asphodillen blühten, verbrachte er hier mit seinem vierbeinigen Genossen manchen halben Tag, um Abends mit einem mächtigen Strauße goldgelber Blumen heimzukehren. Von der Mutter hörte er nie ein herbes Wort. Er war durch ihr Verschulden lahm geworden; sie hatte ihn, da er noch ein kleines Kind war, fallen gelassen und die Heilung war nicht gelungen. Sie schalt den lockigen Cecco, die hübsche, schwarzäugige Dina, den kecken Bice, den faulen Sandro und selbst den wackern, thätigen Carlo, — nur Lolo kam bei ihr immer gut weg. Carlo arbeitete um geringen Lohn; was er aber verdiente, brachte er getreulich der Mutter und nur ihm hatte es die Familie zu verdanken, daß das Oel im Krug und das Mehl in der Schüssel nie ausging.

Aber die Zeit nahte, da Carlo das militärpflichtige Alter erreichte. Da mußte er seine Nummer ziehen und wenn die arme Mutter daran dachte, daß er ihr vielleicht auf drei Jahre entrissen werde, wollte ihr das Herz brechen vor Weh. Dann schlich sie in der Dämmerung nach der Kirche und fiel zum inbrünstigen Gebete auf die Kniee nieder.

Sie mochte indessen noch so heiß zum Allerhöchsten flehen, die entscheidende Stunde nahte. Eines Morgens saß Lolo mit Mufflu vor der Kirche. Es war ein prachtvoller Septembermorgen; in den Gassen lärmten die Käufer und Verkäufer; sie feilschten, schrien und kreischten, als handle es sich nicht um wenige Centesimi, sondern um Berge von Gold. Der Zeiger wies auf elf Uhr; der Barbier an der Straßenecke rasirte gerade einen dicken Herrn, es läuteten die Glocken, einige Mönche trugen eine schwarze Bahre vorüber und durch das breite Kirchenportal wurden Bündel und Garben der herrlichsten Blumen getragen. Lolo und Mufflu weideten sich an dem Anblick und sahen nicht, daß ein Fremder sie betrachtete.

„Welch schönen Pudel Du hast, Männchen," sagte er mit fremden Akzent.

„O, Mufflu ist wunderschön," versetzte Lolo mit Stolz. „Sie sollten ihn sehen, wenn er frisch gewaschen ist, — wir können ihn nur Sonntags waschen, wenn Carlo daheim ist."

„Wie alt ist der Hund?"

„Drei Jahre."

„Kann er Kunststücke?"

„Ob er welche kann?" meinte Lolo beinahe verächtlich. „Er kann das Gewehr präsentiren, laden, feuern, tanzen, bitten, sterben, die Thüre schließen . . . Es giebt gar nichts, was er nicht machen könnte, soll er Ihnen was zeigen?"

„Das wäre sehr hübsch," bemerkte der Fremde.

Und Mufflu produzirte sich mit angeborner Grazie. O, er mußte von geschickten Eltern abstammen, er hatte all sein Wissen wie spielend erlernt, es war nie nöthig, ihn zu schrecken oder gar zu schlagen.

Er entledigte sich seiner Aufgabe mit Meisterschaft. Die Töpfer eilten herbei zu der Vorstellung, der Barbier ließ seinen eingeseiften Kunden sitzen, der Sakristan kam aus der Kirche, um mitzulachen, denn all das ringsum wohnende Volk kannte Lolo und war stolz auf seine Erfolge. Auch der Fremde war entzückt ob Mufflu's Talenten und murmelte vor sich hin: „Wie würde dies den armen Viktor freuen!"

Lyoner Industrie zu heben, wenn sie die Baumwollgarne, die bei gemischten Stoffen zur Kette verwendet werden, zollfrei zulassen, oder mindestens deren temporäre Einfuhr (admission temporaire) gestatten würde. Als vor einem halben Jahre diese Steuerfrage angeregt wurde, vermochten die Seidenfabrikanten mit ihren Anträgen nicht durchzudringen; in der Regierung waltete die Neigung zu Schutzzöllen für die inländische Spinnerei, und die Forderung der Seidenindustrie, die keines direkten Schutzzolles für sich bedurfte, aber die Ingredienzien ihrer Erzeugnisse steuerfrei zu erhalten suchte, fand keine Berücksichtigung. Gegenwärtig würden finanzielle Staatsbedürfnisse dagegen vorgebracht werden. Ferner hofft man durch das Wiederergreifen der früheren Politik der gegenseitigen Handelsverträge mit anderen Staaten der Gesammtindustrie, namentlich der vorzüglichsten, der Seidenfabrikation, Vorschub zu leisten. Daß daraus Frankreichs Handel ein großer Vortheil erblühen würde, unterliegt keinem Zweifel, man ließ sich aber vom sentimentalen „patriotischen" Standpunkt aus wegen des bekannten Meistbegünstigungs-Artikels in Rücksichten ein, die allerwärts eine ähnliche Zollkriegspolitik erweckten und deren Folgen man auch hier zu Lande verspürt. Eine Umkehr hat daher jetzt ihre Schwierigkeiten.

Obendrein sind alle solche Maßregeln, die eine eingehende Diskussion erheischen und langwierige Verhandlungen mit fremden Staaten voraussetzen, nicht geeignet, einem augenblicklichen Nothstande abzuhelfen. Mit dergleichen Thesen und Problemen ist dem armen Lyoner Weber nicht gedient, der kein Brod hat, wenn er auch vom Morgen bis zum Abend an seinem Stuhl thätig schafft. Selbst die Bildung von Arbeiter-Assoziationen, deren gemeinschaftliches Wirken und Beschaffen der Lebensbedürfnisse Ersparnisse nach beiden Seiten hin erzielen könnte, ist durch die Noth und Armuth der Betreffenden erschwert, denen es dazu an übriger Zeit fehlt. Es muß daher in ihrem Interesse, für ihre berechtigten Ansprüche sofort etwas geschehen, und die Erhöhung der fortwährend fast auf die Hälfte des früher üblichen Tarifs herabgesetzten Weberlöhne erscheint dringend geboten und wäre auch unter den bestehenden Verhältnissen ohne besonders empfindlichen Nachtheil für die Arbeitgeber ausführbar. Diesen ist dann Zeit gelassen, auf die Gesetzgebung des Landes derart einzuwirken, daß ihnen von anderer Seite dafür nachträglich eine Entschädigung zu Theil würde. Wahrlich, die pompösen Schlagwörter „ruhmvolles Gewerbe", „Stolz von Frankreichs Industrie" sollte man hübsch beiseite lassen; jede Industrie und jede Arbeit ist rühmlich, manche ausgezeichnet, aber dem dabei Darbenden gibt sie doch keine Freude und keine Genugthuung, dem Lyoner Seidenweber heut zu Tage gerade so wenig wie dem schlesischen oder dem irischen Leinweber, wenn er bei der weltbekannten Industrie seines Landstrichs, die er schafft, am Hungertyphus darniederliegt."

Das ist die ungeschminkte Wahrheit. Aber sie muß aus dem Zahlenwerk und den Kurszetteln des Handelstheils ausgegraben werden. Das giebt zu denken.

Wir glauben, jetzt, da in Berlin 10 000 Arbeiter im Lohnkampfe stehen, ist es wohl angebracht, das liberale und konservative Zeitungsgeschwisterpaar, das Organ Mosse und die famose „Post", auf diesen Aufsatz der „Allgemeinen" recht derb mit der Nase zu stoßen. Derselbe ist ein treffliches Kampfmittel, herausgeholt aus dem Arsenal der bürgerlichen Presse gegen diese selbst.

Wir fürchten freilich, die Interessenjäger werden sich nicht belehren lassen, und der Korrespondent der „Allgemeinen Zeitung" wird bleiben

Ein weißer Rabe.

Lokales.

Zum Maurer-Streik. Im Verlauf dieses Streiks, dessen Konsequenzen auch für unsere Kommune von großer Bedeutung sein werden, hat der Magistrat einige Beschlüsse gefaßt, die angeblich die „vollste Neutralität" proklamiren sollen. Die Meister hatten sich an den Magistrat mit dem Ersuchen, ihnen die Baufristen für die Streikdauer zu verlängern, gewendet und sind abschlägig beschieden worden. Es wird abzuwarten sein, ob der Magistrat diesen Bescheid auch in Wirksamkeit treten läßt, wenn die kontraktlich eingegangenen Verpflichtungen von den Meistern nicht erfüllt werden, oder ob der Magistrat formell zwar die verlangte Unterstützung der Meister abgelehnt hat, thatsächlich aber dieselbe eintreten läßt, indem er über die Nichterfüllung der Verträge bezüglich der Bauzeit stillschweigend hinweggeht. Der zweite Beschluß, den der Magistrat um „ganz neutral" zu bleiben, gefaßt hat, und über den bisher nicht viel in die Oeffentlichkeit gedrungen ist, giebt uns zu verschiedensten Bedenken Veranlassung. Die Lohnkommission der Maurer hatte an den Magistrat das Ersuchen gerichtet, eine Zusammenkunft von Delegirten der streikenden Parteien zu veranlassen, um in Verhandlungen über die Beseitigung des Streiks einzutreten. Man hatte keine direkte Einmischung des Magistrats verlangt, man muthete dem Magistrat auch nicht eine Uebernahme von irgend welchen Verbindlichkeiten zu, verlangte auch nicht, daß der Magistrat seinen Einfluß nach einer Seite hin geltend machen sollte, sondern wünschte nur, daß der Magistrat die Meister auffordern möge, in die bisher schroff abgelehnten Verhandlungen mit der Lohnkommission einzutreten. Die Kommission der Streikenden gab in ihrem Schreiben der Hoffnung Raum, daß bei der Geringfügigkeit der eigentlichen Streitpunkte sich eine Einigung leicht erzielen lassen werde. Der Magistrat hat in einer uns unbegreiflichen Verblendung es abgelehnt, diesem Ersuchen nachzukommen. Nach unserer Ueberzeugung hatte der Magistrat die Pflicht, jeden Versuch, der eine Einigung zwischen den Parteien möglich erscheinen ließ, zu machen; er hatte diese Pflicht doppelt im Hinblick darauf, daß so weite Kreise der Bürgerschaft in ihrer Erwerbsthätigkeit lahm gelegt sind und er hätte schon von seinem Standpunkt als Ortsbehörde aus mit Freude jede Gelegenheit ergreifen müssen, um zu zeigen, daß er nach Kräften bereit sei, zur Wiederherstellung des Friedens beizutragen. Aber auch finanzielle Fragen weitgehendster Bedeutung für die Stadt sind mit diesem Streik verknüpft; wir erinnern nur daran, daß die „Markthallen" über deren „Nichtfertigwerden" neulich gelegentlich der Inhibirung durch die Polizei so lebhaft geklagt wurde, zurückbleiben, wir machen ferner darauf aufmerksam, daß die „städtischen Schulbauten" unter dem Streik leiden und so könnten wir noch eine große Anzahl von Beispielen anführen. Denn die unausbleibliche Mehrbelastung des städt. Armenbudgets durch die Noth, welche über viele Familien hereinbrechen wird, auch sie mußte vom Magistrat eine Mahnung sein, die Bitte der Arbeiter zu erfüllen. Und wenn alle diese Gründe nicht genügend waren, so hätte der Magistrat, stolz auf das ihm entgegengetragene Vertrauen eines großen Theils unserer Mitbürger, dasselbe nicht zu Schanden werden lassen müssen, sondern, das Entgegenkommen derselben fördernd, seinen ganzen Einfluß aufbieten sollen, um die Beilegung des die ganze Stadt schädigenden Streiks herbeizuführen. Wir haben die feste Ueberzeugung, daß, wenn der Magistrat den Wünschen der Arbeiter nachgekommen wäre und den streikenden Parteien seine Dienste zur Beseitigung des Streiks angeboten hätte, in wenigen Stunden das erreicht worden wäre, was jetzt wochenlanger Kämpfe und bitterer Entbehrung bedarf. Nach unserer Meinung war es eine schöne Aufgabe für die Vertretung der Stadt, hier auf Wunsch helfend und rathend einzugreifen, namentlich auch im Hinblick darauf, daß dem Magistrat als dem „größten Bauherrn" der Stadt Berlin es wohl angestanden hätte, seine Interessen zu wahren und gleichzeitig als „Stadthaupt" dafür zu sorgen, daß, wenn möglich, ein so großer Theil der Mitbürger nicht vergebens seine Hilfe anruft. Die streikenden Maurer können sich sagen, daß sie Alles versucht haben, um in gütlicher Weise den Streik beizulegen, die Meister haben die Folgen ihres Hochmuths, mit den Arbeitern nicht verhandeln zu wollen, selbst zu tragen, der Magistrat aber, das fühlen wir uns verpflichtet hier öffentlich auszusprechen, war sehr schlecht berathen, als er diesen einen sehr großen Theil der Bürgerschaft höchst peinlich berührenden Beschluß faßte und wir bedauern, daß er nicht besser erkannt hat, was in diesem Falle das Interesse unserer Stadt gebieterisch verlangt. Durch die inzwischen eingetretenen Ferien ist es der Stadtverordneten-Versammlung nicht möglich, ihrerseits in dieser Frage Stellung zu nehmen; wir sind jedoch der Ansicht, daß gleich nach Wiederaufnahme der Sitzungen die Stadtverordneten der Arbeiterpartei dafür sorgen müssen, daß die Stadtverordneten-Versammlung in die Berathung des Magistratsbeschlusses eintritt und wir hoffen, daß dem Magistrat klar gemacht werden wird, daß sein Beschluß der Bürgerschaft nicht zum Vortheil gereichen kann.

* * *

w. **Der Berliner Magistrat gegen den Berliner Magistrat.** Das Eckgebäude der Spandauer- und Brauhausstraße bildet das Lietzmann'sche Lagerhaus, über welches der Magistrat als Kurator der Lietzmann'schen Stiftung die Oberaufsicht führt. Dieses Haus fällt in seinem ganzen Umfange in die Kaiser Wilhelmstraße und muß daher zum Abbruch erworben werden. Da dasselbe aber nach der Stiftungs-Urkunde nicht veräußert werden darf, so bleibt nichts weiter übrig, als dasselbe zu enteignen. Der Magistrat wird also als Verwaltungsbehörde der Stadt Berlin gegen den Magistrat als Kurator der Lietzmann'schen Stiftung die Enteignung einleiten.

eb. **Die Große Berliner Pferdebahngesellschaft** hat sich dem Publikum gegenüber noch niemals koulant gezeigt, am deutlichsten tritt diese Thatsache bei der Abmessung der Theilstrecken zu Tage, denn hier hat die Gesellschaft immer nur ihr eigenes Interesse im Auge, auf das Publikum wird dagegen nicht die mindeste Rücksicht genommen. Wie man uns mittheilt, ist die genannte Gesellschaft wiederholt ersucht worden, auf der Linie Hackescher Markt—Pankow eine Theilstrecke vom ehmaligen Schönhauser Thor bis zur Verbindungsbahn zu schaffen, aber diesem durchaus berechtigten Verlangen ist bisher nicht Folge gegeben worden, trotzdem unserer Ueberzeugung nach der Gesellschaft nicht der geringste pekuniäre Nachtheil daraus erwachsen würde. Von den im oberen Theil der Schönhauser Allee sowie in der Querstraße wohnenden Personen können sehr viele die Pferdebahn nur bis zum ehemaligen Schönhauser Thor benutzen, weil sie, ihren Berufsgeschäften nachgehend, sich dort rechts oder links abwenden, alle diese Leute sind nun aber gezwungen, die Tour bis zum Hackeschen Markt mit 15 Pf. zu bezahlen, oder wenn ihnen diese Ausgabe zu hoch ist, zu Fuß zu gehen. Die Strecke: Verbindungsbahn—Schönhauser Thor ist kaum so groß wie die Hackescher Markt—Pappel-Allee und wenn für die letztere ein Fahrgeld von 10 Pf. ausreichend erscheint, so ist doch nicht einzusehen, daß der Einführung der erst erwähnten Strecke für den nämlichen Betrag sich Schwierigkeiten in den Weg stellten. Die jetzige Eintheilung der Strecken ist für das Publikum durchaus nachtheilig, denn nur die wenigsten kommen dazu, das Fahrgeld voll abzufahren, die große Mehrzahl muß hier stets mehr zahlen als recht und billig, und dabei ist die Bahn nach Pankow eine eingeleisige, auf der Wagen nur in Zwischenpausen von zwölf Minuten gehen.

eb. **Des Einen Brod des Andern Tod.** Die Berliner Packetfahrt-Gesellschaft wird gewiß von sehr vielen Leuten für eine höchst zweckmäßige Einrichtung gehalten, denn unstreitig ist es für das Publikum eine große Annehmlichkeit, für 15 Pf. ein umfangreiches Packet in verhältnißmäßig kurzer Zeit und ohne Rücksicht auf die Entfernung befördern lassen zu können. Allein wie fast jedes andere Ding, so hat auch dieses neue Unternehmen seine Feinde. In erster Linie sind es unsere Dienstmänner, die sich durch dasselbe in ihrem Erwerbe beeinträchtigt sehen, sodann aber auch ein nicht geringer Theil der Berliner Hausdiener. Während man sich früher zum Transport der verschiedenartigsten Gegenstände vornehmlich der Dienstmänner bediente, werden diese in den meisten Fällen jetzt der Packetfahrt-Gesellschaft zur Beförderung übergeben, weil diese es billiger macht, und daß die Dienstmänner in ihren schon ohnehin geringen Einnahmen eine Einbuße erleiden, wird sich sonach nicht bestreiten lassen. Ebenso glaublich ist die Mittheilung, daß eine nicht geringe Anzahl Hausdiener ihre Stellungen verloren hat, weil die Herren Chefs die großen, schweren Packete durch die Gesellschaft expediren lassen, zum Austragen der kleineren, sowie zur Besorgung der Botengänge aber Lehrlinge und Laufburschen benutzen. Man kann es ja den Geschäftsinhabern einerseits nicht verdenken, wenn sie ihre Ausgaben möglichst beschränken, andererseits hat eine solche Sparsamkeit aber auch ihre bedenklichen Folgen, denn die Zahl der arbeits- und erwerbslosen Menschen wird dadurch nur noch vermehrt. Das Recht auf Arbeit wird täglich einer immer größeren Zahl Menschen streitig gemacht.

Der Herausgeber der nun selig entschlafenen „Deutschen Volkszeitung", Herr Liebermann von Sonnenberg, soll seine Mitredakteure in sehr prekärer Lage verlassen haben. Sie waren von ihm am Schluß des Quartals, wenn sie vielleicht auch die herannahende Katastrophe ahnten, mit keiner Silbe von dem bevorstehenden Eingehen des Blattes in Kenntniß gesetzt worden. Alle Artikel wurden zur Herstellung der Zeitung für die nächste Nummer geschrieben und zusammengestellt. Herr Liebermann erschien dann am Abend, als die Redakteure schon fort waren, brachte einen Theil der bereits gesetzten Artikel um die Ecke und schob die bewußte Erklärung ein, in welcher er am Kopfe der Zeitung den wenigen Lesern ein elegisches Lebewohl zuseufzte. Den Redakteuren sandte Herr Liebermann von Sonnenberg auf einer Rohrpostkarte, die ungenügend frankirt war, die Hiobspost in's Haus.

w. **Die außerordentliche Revision** der Hauptstiftungskasse des Magistrats, welche in Folge des nach dem plötzlich eingetretenen Tode des Rendanten Gabriel aufgedeckten Defizits angeordnet worden war, ist vor einiger Zeit beendet worden und hat als definitives Resultat des Defekts die Summe von 120 700 und etlichen Mark ergeben. Der Magistrat hat beschlossen, Maßnahmen zu treffen, welche in Zukunft solche Defekte möglichst verhindern sollen. So soll eine allgemeine Instruktion für die Kassenbeamten erlassen und insbesondere aber neben dem Rendanten ein Kassirer angestellt werden und soll nicht mehr, wie bisher, der Rendant auch das Amt eines Kassirers bekleiden.

Das Fest der goldenen Hochzeit feiern Sonntag, den 12. Juli, Nachmittags 4 Uhr, in der Sophien-Kirche die Zimmermann Issem'schen Eheleute (Bergstr. 40); der Mann ist 76 und die Frau 79 Jahre; beide fühlen sich schwach und leben in sehr dürftigen Verhältnissen.

Hinrichtung in Landsberg. Der Vatermörder Frädrich ist, wie die „Frankf. Oder-Ztg." mittheilt, am Mittwoch früh 6 Uhr auf dem Hofe des Gerichtsgebäudes zu Landsberg durch den Scharfrichter Krauts aus Berlin hingerichtet worden. Seit dem Jahre 1844, als der Raubmörder Dumbey auf dem sogenannten Galgenberge vom Leben zum Tode gebracht wurde, ist ein Aktus dieser Art in Landsberg a. W. nicht vollzogen.

R **Durch die jetzt herrschende afrikanische Hitze** hätte gestern leicht ein großes Unheil entstehen können. Eine in einer

---

„Möchtest Du wohl Deinen Hund zu einem kranken Kinde bringen, das ich zu Hause habe?" fragte er Lolo.

Dieser bejahte und fragte, wo das Kind zu Hause sei.

„Im „Hotel von England", nicht weit von hier; stelle Dich heut' Nachmittag ein und gieb dies hier ab."

Dabei reichte er Lolo eine Karte, sowie zwei Franks und setzte seinen Weg fort.

Lolo flog mehr als er hinkte, um seiner Mutter das Erlebniß zu erzählen. Er machte, die Treppen hinaufeilend, einen furchtbaren Lärm mit seiner Krücke.

„Mütterchen, Mütterchen, sieh' was ich für Mufflu's Kunststücke kriegte! Nun kannst Du Dir Schuhe kaufen und Kaffee und Tuch zu einer Jacke für Carlo und Hemden für Sandro."

Für Lolo waren zwei Franks zwei Millionen, — ein riesiger Schatz!

Am Nachmittag marschirten Lolo und Mufflu unter den Arkaden der Uffizien und den Arno entlang nach dem ihnen bezeichneten Hotel. Dort wies er die Karte vor, die er nicht lesen konnte, und wurde sofort in ein luxuriös eingerichtes Zimmer geführt. Doch Lolo als echter kleiner Florentiner war nicht so bald verlegen, Sophas und Teppiche schüchterten ihn nicht ein; ganz gelassen schaute er sich um und Mufflu that dasselbe, denn wenn er nicht hüpfte und sprang, war er die Gravität in Person.

Der fremde Herr erschien endlich und führte Lolo ins nächste Zimmer, wo ein etwa siebenjähriger, bleicher, abgezehrter und doch schöner Knabe auf einem Polster lag — ein Kind des höchsten Reichsthums und doch ein armes, hilfloses Wesen. Ein Lächeln erhellte sein Gesichtchen, als Lolo und Mufflu sich zeigten; doch plötzlich flog ein Schatten über seine Züge. „Er ist lahm wie ich," sagte er in einer Lolo unverständlichen Sprache.

„Gewiß, aber er tummelt sich doch fröhlich herum und ich hoffe, daß Du unter der warmen Sonne dieses Landes auch kräftiger wirst," sagte der Herr. „Er brachte, um Dich zu zerstreuen, seinen Pudel mit; nicht wahr, ein hübscher Hund?"

Der arme Kleine streckte seine Hand aus, um Mufflo zu streicheln und dieser ließ sich das gefallen. Dann begann Lolo die Vorstellung und sein Zögling hielt sich so brav, daß der Kranke lachte und jubelte, was seine kranke Brust erlaubte. Er überschüttete Mufflu und seinen Herrn mit Leckereien und die Beiden thaten den Süßigkeiten alle Ehre an. Als sie aber zum Fortgehen sich anschickten, brach der Kranke in lautes Weinen aus.

„Laßt mir den Hund, Papa, ich muß den Hund haben," rief er unaufhörlich.

„Morgen sollst Du ihn haben," versetzte der Vater, ihn beruhigend und gab draußen dem abziehenden Künstlerpaar ein Fünffrankstück.

„O, Mufflu," rief Lolo entzückt, als sie draußen standen, „wenn wir alle Tage solch einen Fremden fänden, das wäre ein Herrenleben!"

Er humpelte in beschleunigtem Tempo nach Hause und Mufflu folgte ihm offenbar in gehobener Stimmung. Doch ach, als sie daheim ankamen, fanden sie Alle in tiefe Traurigkeit versunken. Carlo hatte eine böse Nummer gezogen, er mußte Soldat werden. Der brave Bursche stand mitten unter den Geschwistern, der Mutter Kopf ruhte an seiner Brust und über die braunen Wangen rieselten ihm heiße Thränen. Er mußte fort, er verlor seine angenehme Stelle, ließ die Seinen in Hunger und Noth zurück, um drei volle Jahre in einer bunten Jacke unter fremden Menschen zu weilen, die mit ihm fluchten, — freudlos, fern der Heimat, verlassen. Und was sollte aus der Mutter werden?

Carlo war so zufrieden mit seinem Loose gewesen. Er brauchte nichts weiter, als was ihm zu Theil wurde, und nun nahm man ihm das. Sie rissen ihn weg, um ihm eine Flinte in die Hand zu geben, ihn mit einem Tornister zu beladen und in eine lebendige Schießscheibe zu verwandeln.

Man beachtete Lolo und seine fünf Francs gar nicht, und Mufflu, welcher sofort begriffen hatte, daß schmerzliches Leid an dieser Stätte eingetroffen sei, zog sich trübselig in eine Ecke und heulte.

Carlo mußte fort! — das begriff Lolo sofort. Er faßte Mufflu, drückte ihn an's Herz, setzte sich nieder und weinte bitterlich.

„Was nützt uns Dein Geld?" sagte die Mutter, als ihr Lolo das Silberstück zeigte. „Wir können Carlo damit nicht loskaufen."

Lolo antwortete nichts, ihn kränkte das harte Wort; er schlich nach der Kammer und Mufflu folgte ihm.

Am nächsten Morgen stand Lolo mit der Sonne auf, um Carlo nach dem Arbeitsplatze zu begleiten; er wollte jede Minute ausnützen, um noch mit ihm zusammen zu sein. „Muß es denn wirklich sein?" sagte er, als sie durch die Gewölbe schritten und des Arno's Fluthen immer goldiger erglänzten. Carlo seufzte. „Ich kann nur bleiben, wenn mir der Herr Jesus tausend Francs schenkt, damit sich ein Ersatzmann kaufen läßt."

In den Gärten angekommen, machte sich Carlo ans Werk; Lolo legte sich betrübt ins hohe Gras und Mufflu legte sich neben ihn. Bei seiner Heimkehr am Mittag (Carlo aß im Garten sein bescheidenes Mittagsbrod) fand er die Mutter höchst aufgeregt; sie lachte, weinte, war bald ärgerlich, bald zärtlich; es lag in ihrem Benehmen etwas Ungewöhnliches, was die Kinder fühlten und doch nicht sich zu erklären wußten. Sie hatte ein Geheimniß, das sie nicht recht zu bewahren wußte.

Nach dem Essen sagte sie trocken zu Lolo: „Heute Nachmittag hast Du Dich zu Tante Mita zu begeben; sie will ausgehen und Du sollst bei den Kindern bleiben. Spute Dich!"

Lolo erhob sich sogleich, griff nach der Mütze und rief Mufflu, der unterm Tische schlief.

„Lasse den Hund," bemerkte die Mutter streng, „er beschmutzt die saubern Zimmer der Tante und das ärgert sie."

„Mufflu daheim lassen?" rief Lolo, die Mutter mit offenem Munde und großen Augen anstarrend.

„Lasse ihn hier," wiederholte sie, „oder muß ich meinen eigenen Kindern zweimal etwas gebieten? Geh, Mufflu bleibt zurück!"

Sie faßte Mufflu an seiner seidenen Mähne, zog ihn an sich und drängte mit der andern Hand die Kinder hinaus. Lolo führte mit seiner Krücke einen Schlag an die Thüre, die hinter ihm geschlossen wurde; doch das Schwesterchen beschwor ihn, artig zu sein, denn die Mutter wäre voll Kummer wegen Carlo.

Dachkammer am Schlesischen Thor wohnhafte alte Frau hatte auf ihrem Fensterbrett eine größere Büchse Phosphorstreichhölzer offen stehen lassen und war dieselbe durch die brennende Sonnengluth plötzlich in Abwesenheit der Zimmerinhaberin in Brand gerathen. Das Feuer erfaßte die Tüllgardinen und hätte sich auch der Dachverschaalung mitgetheilt, wenn nicht Nachbarn, auf das Feuer aufmerksam geworden, mit ein paar Eimer Wasser dem Brande ein rasches Ende gemacht hätten.

Zu den Dieben der mannigfaltigsten Art gesellen sich alljährlich im Sommer die Rosenmarder. Ihre Saison ist selbstverständlich die Zeit der Rosenblüthe, ihr Raubgebiet aber außer den öffentlichen Gärten leider hauptsächlich der Kirchhof, auf dem diese diebischen Blumenfreunde unter der Maske von Leidtragenden die im herrlichsten Blüthenschmuck prangenden Gräber heimsuchen und plündern. Dies schändliche Gewerbe wird auch jetzt wieder in einer erschreckenden Ausdehnung betrieben. Männer und Frauen betheiligen sich in gleicher Weise an dieser Entweihung pietätvoll gepflegter Ruhestätten. Glücklicher Weise werden sie durch eine verschärfte Wachsamkeit der Kirchhofsaufseher vielfach auf der That ertappt, oder die bei verdächtigen Personen vorgenommene Untersuchung fördert die entwendeten Blumen an's Licht. In diesem Falle pflegen die Aufseher, falls kein Schutzmann in der Nähe ist, die Diebe auszupfänden, indem sie denselben Sonnenschirm, Taschen, Körbchen, Hüte und dergleichen, worin die gestohlenen Rosen meist verborgen werden, abnehmen und zur Wiederabholung aufbewahren. Natürlich lassen sich die also Gepfändeten nie wieder blicken. So wurden in den letzten Wochen auf dem Georgenkirchhof gegen fünfzig Personen, an einem Sonntag allein einundzwanzig festgenommen, welche Blumen von den Grabhügeln entwendet hatten. Ein Theil dieser Blumendiebe wurde gepfändet — infolgedessen lagert eine bunte Kollektion von Pfandobjekten bei dem Kirchhofsportier — ein Theil zur nächsten Polizeiwache sistirt. Bei solcher Sistirung geht es natürlich ohne zahlreiches Geleite und gelegentlich ohne einen Akt der Volksjustiz nicht ab. Wie manche Rosen, die auf den Straßen oder in Lokalen feilgeboten werden, mögen wohl von solchen Kirchhofsdiebstählen herstammen, da die meisten Rosenmarder ihr gestohlenes Gut an Händler absetzen.

Ueber ein Familiendrama, welches in voriger Woche in einem Hause der Landsbergerstraße sich abspielte, und das leicht einen traurigen Ausgang hätte nehmen können, geht der „Ger. Ztg." nachträglich folgende Mittheilung zu: Die Frau eines dort wohnenden Sattlers machte am 29. vor. Mts. Vormittags den Versuch, sich mit ihrem 4jährigen Sohne das Leben zu nehmen, indem sie sich in die Küche ihrer Wohnung einschloß, ein starkes Kohlenfeuer in der Kochmaschine anlegte und die Rauchabzugsöffnung der letzteren mittels des Schiebers verschloß. Der Mittags von der Arbeit heimkehrende Bruder der Frau brach in Gemeinschaft mit dem gleichfalls zum Essen erschienenen Manne, als sie den Kohlengeruch wahrgenommen hatten und die Thür verschlossen fanden, letztere gewaltsam auf und sahen die Frau mit dem Sohne anscheinend leblos auf dem Sopha liegen. Durch die von einem sofort herbeigerufenen Arzt angestellten Wiederbelebungsversuche wurden glücklicher Weise beide wieder in's Leben zurückgerufen. Das Motiv zur That ist auf einen Zwist zwischen beiden Ehegatten zurückzuführen, welcher wegen des von der Frau in die Ehe mitgebrachten Sohnes entstanden war. Dieserhalb wollte die Frau nicht mehr länger leben, auch ihren Sohn nicht lebend zurücklassen.

Der, wie mitgetheilt, bei der Amorceexplosion in Weißensee vor einigen Tagen verunglückte Arbeiter Otto Preuß ist gestern Vormittag im städtischen Allgemeinen Krankenhause den erhaltenen schweren Verletzungen erlegen.

v. **In größter Lebensgefahr** gerieth gestern Abend in der 9. Stunde die 4jährige Tochter eines in der Fischerstr. 10 wohnenden Destillateurs Sträß. Das Kind befand sich um die angegebene Zeit ohne besondere Beaufsichtigung spielend am Geländer der Fischerbrücke, als es dort plötzlich das Gleichgewicht verlor und kopfüber ins Wasser stürzte. Ein in der Nähe mit einem Handkahn befindlicher Schiffer, der Augenzeuge des Vorfalls gewesen, eilte herbei und gelang es ihm auch glücklich, das bereits unter dem Wasserspiegel verschwundene Kind zu ergreifen und noch lebend in seinen Kahn zu schaffen, um es den nicht wenig erschreckten Eltern zuzuführen.

g. **Ein etwa 10 Jahre alter Knabe** verlor vorgestern im Baden in der Badeanstalt in der Burgstraße sein — Glasauge, ohne daß es ihm gelang, dasselbe wieder aus dem Wasser zu fischen. Untröstlich über den Verlust, theilte er diesen mehreren erwachsenen Personen mit, denen es nach mehrfachem Untertauchen auch endlich gelang, das Glasauge an der tiefsten Stelle zu finden, worauf der hocherfreute Knabe dasselbe sich wieder eindrückte.

g. **Der Maler Krümmel**, Landsbergerstr. 32 wohnhaft, welcher bekanntlich wegen Mordverdachts der Wittwe Weber verhaftet werden sollte, durch eine geschickt ausgeführte Flucht mittelst Herunterlassens aus seiner Wohnung an einem Seil der entkam (seine Schuldlosigkeit an dem Morde stellte sich später heraus), ist bis jetzt weder zu seiner Frau zurückgekehrt, noch hat man sonst einen Anhalt über seinen Aufenthalt. Die ihne Frau befindet sich daher in einer nicht geringen Aufregung.

Belle-Alliance-Theater. Zu dem morgenden Sommernachts-Fest, welches in dem prächtigen Sommergarten daselbst stattfindet, sind außer den bereits 4 bekannten Sänger-Gesellschaften noch 3 Herren und 3 Damen (Kärnthner Lieder-Sextett Allmayer) engagirt worden, denen von Wien, Prag, Breslau u. s. w. die günstigsten Kritiken zur Empfehlung dienen.

N. **Lebendig begraben.** Ein ganz entsetzlicher Unglücksfall, der abermals auf ungenügende Kinderbeaufsichtigung zurückzuführen sein dürfte, trug sich, wie uns von einem Augenzeugen berichtet wird, vorgestern Abend zwischen 7 und 8 Uhr im Nordosten der Stadt, auf dem sogenannten Danziger Feld zu. Auf diesem in der Nähe der Pappel-Allee belegenen Felde befindet sich seit etwa 4 Wochen eine ca. 6—7 Fuß tiefe Sandgrube, die, obwohl sie auf einer Seite stark untergrabeu ist, doch vielfach von Kindern in dortiger Gegend zum Spielen benutzt wird. In dieselbe hatten sich um die angegebene Zeit die beiden 12- resp. 10jährigen Knaben eines in dem Hause Appelallee 2 wohnenden Arbeiters Günther begeben, um dort trotz vorher an sie ergangener Warnung in der Grube zu spielen. Plötzlich stürzte plötzlich der untergrabene Theil der Grube zusammen, beide Kinder derart verschüttend, daß der ältere Knabe vollständig begraben, der jüngere soweit verschüttet wurde, daß nur der Kopf frei blieb. Auf die Angstrufe des Letzteren eilten mehrere Personen herbei, denen es erst nach unsäglicher Mühe gelang den kleinen Otto, der durch die erdrückenden Sandmassen, anscheinend schwere innere Verletzungen erlitten, noch lebend aus seiner gefährlichen Position zu befreien, während der ältere erst nach einiger Zeit als Leiche unter dem Erdreich hervorgezogen werden konnte. Ein sofort hinzugerufener Arzt stellte an der Leiche sogleich und mit aller Energie Belebungsversuche an, die jedoch resultatlos verliefen. So blieb weiter nichts übrig, als alle Sorgfalt dem jüngeren Knaben, dessen Verletzungen so ernster Natur sind, daß an dem Aufkommen gezweifelt wird, zuzuwenden. Die Leiche des Berthold G. wurde sofort in die elterliche Wohnung geschafft und der vor Schmerz halb wahnsinnigen Mutter übergeben. Auf Anordnung der Behörde wurde die Leiche in der Waschküche des Hauses niedergelegt, wo sie während der Nacht verblieb.

Gerichts-Zeitung.

Die viel besprochene Privatklagesache der Redakteur Dr. Kohut'schen Eheleute gegen den Redakteur der „Wahrheit" Victor de Grouflier beschäftigte gestern auf die von den Privatklägern gegen das milde Strafmaß eingelegte Berufung die sechste Strafkammer hiesigen Landgerichts I. In Nr. 39 des genannten Blattes vom 27. Dezember pr. sind vier verschiedene Artikel enthalten, welche Dr. Kohut resp. beide Privatkläger auf sich beziehen. Der erste ist überschrieben: „Jüdische Geographie", in welchem ein Wortspiel über die ungarische Staatsangehörigkeit Kohuts mit dessen Zukunftsaufenthalt in Palästina zum Besten gegeben ist. — In diesem Fall erachtete das Schöffengericht eine Beleidigung nicht für vorliegend. — Der zweite inkriminirte Artikel betrifft eine Briefkastennotiz aus Düsseldorf. In derselben wird das Privatleben beider Privatkläger während ihres Aufenthalts in Düsseldorf während der Jahre 1873—1878 geschildert und behauptet, daß der Ehemann Redakteur bei der konservativen „Düsseldorfer Ztg." gewesen und bei dem Besuch des Kaisers eine patriotische Broschüre verfaßt hat, während er wegen seiner deutschfeindlichen Korrespondenzen für ungarische Blätter ausgewiesen worden sei. Ferner wurde von Kohut behauptet, daß er ein zudringlicher Mensch gewesen, sich unbefugt den Doktortitel beigelegt, den er wahrscheinlich aus Philadelphia bezogen hat. Der Ehefrau, die am Düsseldorfer Theater als Primadonna engagirt war, sind mit Bezug auf ihre moralische Qualität die ungeheuerlichsten Dinge nachgesagt worden; auch ist mit Bezug auf ihren wirklichen Namen „Steinmann", auf ihre jüdische Abkunft profilirt worden. Betreffs dieses Artikels hat auf Veranlassung des Angeklagten eine umfassende Beweisaufnahme stattgefunden, welche die völlige Grundlosigkeit sämmtlicher gegen die Privatkläger erhobenen Verdächtigungen ergab. U. a. wurde konstatirt, daß der Privatkläger sich in Düsseldorf nicht den Doktortitel beigelegt, denselben dagegen im Jahre 1868 auf der Universität zu Jena erworben hat, daß die Privatklägerin als evangelische Christin in Dresden geboren und getauft worden ist. In diesem Fall nahm das Schöffengericht üble Nachrede als konsumirt an. — Der dritte inkriminirte Artikel ist überschrieben: „Monolog eines Preßjuden." In demselben ist auf die bekannte Differenz zwischen der Opernsängerin Fräul. Lilli Lehmann und Herrn Robert Davidsohn angespielt und damit Herr Oskar Blumenthal und der Privatkläger in Verbindung gebracht. — In diesem Artikel vermißt das Schöffengericht beleidigende Beziehungen auf den Privatkläger. — Der vierte Artikel ist betitelt: „Die Jüdin und ihr Kindlein." In demselben wird dem Privatkläger eine Tugend angedichtet, aus der auf sein verächtliches Wesen ein sicherer Schluß gezogen werden soll. Es ist behauptet, daß der kleine Kohut mit seiner Mutter auf das Land gezogen und die Bauern um ihr Federvieh erleichtert habe und daß seine Mutter, um ihn vom österreichischen Militär zu befreien, ihn außer Landes geschickt habe. Auch betreffs dieses Artikels nahm das Schöffengericht an, daß der Privatkläger durch üble Nachrede beleidigt worden sei. Es wurde namentlich als unwahr konstatirt, daß der Kläger auf den Handel gegangen sei, indem er vielmehr bereits im 18. Lebensjahre sein Maturitätszeugniß erlangt und jüdische Theologie studirt habe. — Das Schöffengericht nahm nur eine selbstständige Handlung an und verurtheilte den Angeklagten trotz der Schwere der Beleidigungen mit Rücksicht daraaf, daß er als Antisemit es sich zur Aufgabe gestellt habe, die Auswüchse des Judenthums zu geißeln und vorwiegend im guten Glauben und über das Ziel hinausgeschossen habe, nur mit 75 Mark event. 15 Tagen Gefängniß. Dieses Strafmaß schien dem Privatkläger zu niedrig, er machte von seinem Rechte der Berufungseinlegung Gebrauch. Zum gestrigen Termine war Dr. Kohut selbst nebst seinem Vertreter, dem Rechtsanwalt Dr. Fr. Friedmann erschienen, das Polizei-Präsidium hatte dem Ersteren hierzu die Erlaubniß ertheilt. Den Angeklagten vertrat Rechtsanwalt Dr. Stein. Auf Antrag des Klägers wurden dessen Führnngsatteste verlesen, welche ihm die Düsseldorfer Polizeibehörde und das Berliner Polizei-Präsidium ausgestellt haben, es wird seine Führung als eine gute bezeichnet, und nur erwähnt, daß er zwei geringe Geldstrafen wegen Preßvergehens erlitten hat. R.-A. Dr. Friedmann geißelte die Angriffe der „Wahrheit" gegen seinen Mandanten und behauptete, daß derselbe nach 18jährigem Aufenthalt in Deutschland, lediglich seiner Ausländer-Qualität wegen aus Berlin ausgewiesen sei. Er kam zu dem Resultat, daß die erkannte Geldstrafe für die Beleidigungen keine entsprechende Sühne sei. Der Vertreter des Beklagten, Dr. Stein, führte dagegen aus, daß zu einer Abänderung des ersten Urtheils keine Veranlassung vorliege. — Der Gerichtshof war der Ansicht, daß durch eine Zeitungsnummer die der Redakteur nur einmal zeichne, auch nur eine Strafthat begangen werden könne, mögen in der Nummer auch noch so viele strafbare Artikel enthalten sein. Dagegen sei das Strafmaß seitens des ersten Richters allerdings zu niedrig gegriffen. Es mag die Tendenz der „Wahrheit" sein, die Auswüchse des Judenthums zu geißeln. Man mag nun über die Berechtigung einer solchen Tendenz denken, wie man wolle, durch die inkriminirten Artikel sind die Auswüchse des Judenthums nicht gegeißelt worden, sondern nur bestimmte Persönlichkeiten, nicht das Judenthum. Es sind auch gar keine Auswüchse desselben angezogen worden. Bei der Gröblichkeit der einzelnen Beleidigungen mußte die erkannte Strafe erheblich erhöht werden, und ist dieselbe auf 300 Mark eventuell 30 Tagen Gefängniß bemessen worden. Die Kosten der Berufung sind jedem Theile zur Hälfte aufzuerlegen gewesen. — Vor derselben Strafkammer sollte die Beleidigungsklage der Generalagenten der Niederländischen Dampfschifffahrt-Gesellschaft Prinz und Swanenberg zu Amsterdam gegen den Redakteur des „Berl. Tageblatts" Dr. Schedlich in der Berufungsinstanz verhandelt werden. Der Angeklagte war vom Schöffengericht freigesprochen worden, und hatten hiergegen die Privatkläger Berufung eingelegt. Im Termine beantragte der Vertreter des Angeklagten Rechtsanwalt Michaelis Sicherstellung seitens der Privatkläger für seine Gebühren, und beschloß der Gerichtshof, den Privatklägern aufzugeben, einen weiteren Vorschuß für die Gerichtskosten von 30 Mk. und für die Anwaltskosten einen solchen von 100 Mk. binnen 4 Wochen bei Vermeidung der Einstellung des Verfahrens zu hinterlegen.

Soziales und Arbeiterbewegung.

Die Streik-Kommission der Berliner Maurer erläßt im „Bauhandwerker" folgenden Aufruf:

An sämmtliche Arbeiter Deutschlands.

Freunde! Brüder! Dadurch, daß unsere „ehrbaren" Innungsmeister unsere gerechten Forderungen schnöde abwiesen, nnd sich überhaupt weigerten, über dieselben mit uns in Frieden zu verhandeln, befinden sich einige Tausend unserer bravsten Kollegen bereits 5 Wochen, und die gesammten Maurer Berlins 3 Wochen im Ausstande. Den erlogenen Nachrichten einzelner Zeitungen, welche wider besseres Wissen die wahren Thatsachen des allgemeinen Streiks entstellten, sich sogar zum Denunziantenthum erniedrigt haben, ein Wort der Widerlegung zu gönnen, halten wir unter unserer Würde. Wir warnen jeden Bauhandwerker und Bauarbeiter, sich nicht nach Berlin locken zu lassen, sondern jeden Zuzug strengstens fernzuhalten, denn der Streik der Maurer, Putzer und Steinträger dauert unverändert fort und wir werden nicht eher die Arbeit aufnehmen, bis unsere bekannten Forderungen bewilligt sind. Daß ein solcher Kampf ungeheure Opfer kostet, haben wohl die meisten unserer Arbeitsbrüder selbst erfahren. Darum, Kameraden und Freunde, zeigt aufs Neue Euren oft erprobten Opfermuth, denn an ihm und unserer unerschütterlichen Einigkeit werden die rücksichtslosen Herausforderungen seitens unserer „liebenswürdigen" Innungsmeister zerschellen müssen. Schnelle Hilfe ist doppelte Hilfe. Alle für die streikenden Berliner Maurer bestimmten Geldsendungen sind zu richten an den Kassirer der Lohnkommission der Berliner Maurer, Herrn H. Schulz, Lothringerstraße 37, alle Briefe an Herrn Behrend ebendaselbst. Ueber erhaltene Sendungen wird im „Bauhandwerker" quittirt. Die Streik-Kommission der Berliner Maurer. F. Wilke. H. Schulz. Peter. Behrend. — Alle arbeiterfreundlichen Blätter werden um Abdruck des Vorstehenden gebeten.

Zum Töpferstreik. Die Streik-Kommission der Töpfer macht bekannt, daß nachstehend verzeichnete Töpfermeister Berlins den neuen, von den Gesellen aufgestellten Tarif (giltig vom 1. Juli 1885 bis dahin 1886) durch ihre Unterschrift anerkannt, demnach die Forderung der Gesellen bewilligt haben. Es sind folgende Herren: Schuppmann, Schenk, H. Große, Fuchs, Henkel, Unkrott, Häßeler, Eisenbeiß u. Hausleiter, Bohmhammel, Schölk, Halpert, O. Klamann, Haak, Schöneberg, Muskulos, Dusedann, A. Zink, E. Bruks, O. Titel, Uhlemann, Linke, Bratz, Schmidt, Boye, A. Schumann, Pikenhagen, Blumenfeld, Stahlkopf, Aktien-Gesellschaft vormals Dankbury, Paul Weihenwüller, E. Hoch, A. Brums. — Weiter theilt die Kommission mit, daß alle den Streik betreffenden Briefe und Anfragen zu richten sind an Herrn Herrmann Bormann, Grenadierstraße 33 bei Seefeld.

+ **Höhscheid** b. Solingen, 7. Juli. Zwei der Arbeiterpartei angehörende Männer, die Herren Ernst Moll und Wilhelm Fuß, welche trotz dem 12 Mark-Zensus und trotz allem Angstgezeter unserer hochwohlweisen Dorf- resp. Rathältesten ins Stadtverordneten-Kollegium gewählt wurden, haben in der letzten Stadtraths-Sitzung den Antrag gestellt: Das Kommunal-Wahlrecht auf Grund der Rheinischen Städte-Ordnung bis auf die zweite Klassensteuerstufe, also bis auf sechs Mark, herunterzusetzen. Der Antrag wurde noch von fünf anderen Mitgliedern des Kollegiums, von den Herren Römer, Ern, F. Schaaf, R. Schaaf und Weyersberg schriftlich unterstützt. Darob große Erregung unter den Obersten, Edelsten und Besten unserer weit ausgedehnten Stadtgemeinde, deren Einwohner auf nicht weniger als 106 Ortschaften und Höfe vertheilt wohnen. Die Sitzung war so interessant, daß wir nicht umhin können, weiteren Kreisen davon Mittheilung zu machen. Der Originalität halber geben wir den Bericht wörtlich nach dem amtlichen Kreisblatte: „Antrag der Stadtverordneten Moll und Genossen auf Erweiterung des Bürgerrechts." Herr Moll: In der Februar-Sitzung habe man sich von verschiedener Seite im Prinzip gegen die progressiven Kommunalsteuersätze ausgesprochen. Würden diese beseitigt, dann hätten alle Gemeindeinsassen gleiche Pflichten, und es sei nicht mehr wie recht und billig, ihnen auch gleiche Rechte zu geben. Das spreche aber nicht allein für die Herabsetzung des Zensus. Von den 3 unteren Stufen würden große Steuerbeträge aufgebracht, es sei viel Intelligenz in ihnen vertreten, und gerne würden auch diese Kategorien sich an der Verwaltung der Gemeinde resp. an der Arbeit für dieselbe betheiligen. Herr Ern giebt, zugleich Namens des Herrn Rob. Schaaf, eine Erklärung des Inhalts ab, daß er es für richtig befunden habe, den Antrag zu unterschreiben, damit derselbe zur Diskussion gelangen könne, daß er aber jetzt, nachdem er erfahren, daß mit dem Antrag lediglich sozialdemokratische Zwecke verfolgt würden, seine Zustimmung zurückziehe, weil er es ablehnen müsse, sozialdemokratischen Bestrebungen Vorschub zu leisten. Eine ähnliche Erklärung geben die Herren Römer und Weyersberg ab. Herr Fuß bestreitet, daß andere als kommunale Rücksichten sie bei diesem Antrag geleitet hätten; von einem Beschlusse der sozialdemokratischen Zentral-Leitung, sich fürderhin bei den kommunalen und Landtagswahlen zu betheiligen, sei ihm nicht das Mindeste bekannt. Herr Moll: Er wisse wohl, daß man ihn nicht zur Vertretung politischer Ansichten, sondern zur Wahrung der kommunalen Interessen gewählt habe. Herr Vorsitzender: Thatsächlich laufe durch die Zeitungen eine wohl glaubhafte Notiz, nach welcher die sozialdemokratische Parteileitung für ihre Gesinnungsgenossen die Parole ausgegeben habe, sich in den Industriebezirken an Landtags- und kommunalen Wahlen zu betheiligen. Er hätte nicht geglaubt, daß man gerade Höhscheid zum Probefeld ausersehen, und daß man hier sozialistischen Einflüssen so willig nachgegeben habe. Die Sozialdemokraten hätten aus früheren Kollegialbeschlüssen wohl die Meinung herleiten können, man erfreue sich der Protektion manches Stadtverordneten. Die Gemeinde habe sich finanziell seit den letzten Jahren bedeutend gehoben, trotzdem werde Unzufriedenheit systematisch erzeugt. Der Antrag Moll habe früher Antrag Fuß geheißen. Früher habe derselbe keine Unterstützung gefunden jetzt sei die Zahl seiner Freunde bereits auf sieben gestiegen. Die Bestrebungen der Sozialdemokraten richteten sich gegen die heutige Gesellschaftsordnung. Die Zentralleitung wisse wohl, wo sie die Hebel ansetzen müsse, deshalb auch ihre Aufforderung zur Betheiligung an den Gemeindewahlen. Das kommunale Wahlrecht sei früher an ungleich höhere Bedingungen geknüpft gewesen. Die Schwindelperiode von 1873, jene Zeit der Fundalherrschaft der Börsenbarone, habe erst die alten Grundsätze über den Haufen geworfen. Als man indeß aus seinem Glückseligkeitsdusel erwacht sei, habe sich herausgestellt, wie wenig die politische Reife des Volks mit der Besserung seiner Verhältnisse gleichen Schritt gehalten habe. Nur wenige Gemeinden hätten von dem ihnen 1874 gegebenen Recht der Herabsetzung des Zensus auf M. 6 Gebrauch gemacht. Die nicht Seßhaften hätten wenig Interesse an den Gemeindeangelegenheiten. Die unteren Klassen brächten längst nicht auf, was sie die Gemeinde kosteten. (???) Von 15 Gemeinden, bei denen er angefragt habe, beginne das Wahlrecht in 14 erst bei der 4. Stufe. Wer mehr bezahle, müsse auch mehr mitzusprechen haben. Die vorgeschlagene Erweiterung des Bürgerrechts verdoppele fast die Zahl der Wähler. Von 739 bringe sie dieselbe auf 1409. Die sozialistische Partei wisse, was ihr hiervon zufalle. Alle ihre Bestrebungen richteten sich nur auf den Ruin der Gemeinde als Basis des Vaterlandes. Man stehe vor einer großen Gefahr, wenn man dem Antrage stattgebe. Man leiste dem Wiederaufleben der Aera von 1792 mit allen ihren Greuelthaten Vorschub. Herr Moll führe den Willen der sozialdemokratischen Parteileitung aus. Möge man im Kollegium die Gemeinschaft mit ihr und mit ihrem Anhang zurückweisen, indem man den Antrag ablehne. Herr Fuß: Er wiederhole, von einem Beschluß seiner Parteileitung wie dem erwähnten wisse er nichts. Wenn die Unzufriedenheit in der Gemeinde größer werde, so habe das andere Ursachen wie die vom Herrn Vorsitzenden erwähnten. Auch in der Einkommensteuer seien Bürger ohne Grundbesitz; wolle man ihnen deshalb ihr Wahlrecht vorenthalten? Daß er die Gemeinde zu Grunde richten wolle oder daß er das thue, werde man nicht nachweisen können. Herr Reef bezweifelt auch seinerseits, daß die politischen Motive bei der Einbringung des Antrages keine Rolle gespielt haben. Die Progression sei schon in den Staatssteuersätzen selbst enthalten. Wenn ein Bürger 500 Thlr., der andere nur 12 Thlr. bezahlen müsse, so könne man wahrlich nicht von gleichen Pflichten sprechen. Früher seien die Bestrebungen, den Zensus herabzusetzen, von ultramontaner Seite ausgegangen. Man habe dort damals dieselbe Taktik verfolgt wie heute die Sozialdemokraten. Beide wüßten, daß sie dadurch bedeutend an Einfluß gewännen. Die fortwährend ihren Wohnort wechselnden Arbeiter hätten thatsächlich wenig Interesse an den Gemeindeeinrichtungen. Hier sei die Bewegung der Bevölkerung außerordentlich stark. Was deshalb anderwärts ganz ungefährlich sei, die Herabsetzung des Zensus, hier sei es ein großer Fehler. Dazu sei das Wahlrecht für die unteren Klassen ein Geschenk von sehr zweifelhafter Güte. Möge man im Kollegium aus dem Vorgefallenen die Lehre ziehen, wie strenge Wacht man zu halten habe um der Gemeindeverwaltung ihre Stetigkeit zu

sichern. Herr Fuß: Er sei für Abschaffung der Progression, wenn die Besteuerung statt mit 120 M. erst mit 900 M. beginne. Herr Kronenberg: Die Herren Moll und Fuß seien auch bei ihm gewesen. Er habe sich geweigert, den Antrag zu unterstützen, trotzdem solle erklärt worden sein, daß auch er unterzeichnet habe. Ein Antrag auf Schluß der Debatte findet sodann Annahme, und endlich wird mit allen gegen die Stimmen der Herren Moll und Fuß der Antrag abgelehnt." — Soweit der Bericht des amtlichen Blättchens, woraus man ersieht, daß vier Stadtverordnete (Herr F. Schaaf, ein Mitunterzeichneter, fehlte) sich durch die nichtssagenden und durch nichts erwiesenen Behauptungen des Vorsitzenden, Herrn Bürgermeister Glößner, derart ins Bockshorn jagen ließen, daß sie gegen den von ihnen bereitwilligst unterzeichneten Antrag eben so bereitwillig stimmten, wodurch sie weder in der Gemeinde, noch bei den Gegnern des Antrages Moll an Ansehen gewonnen haben. — Der Herr Bürgermeister, welcher selbst aus den Reihen der 6 Mark-Leute hervorgegangen ist, hat es leider unterlassen, den Beweis der Wahrheit dafür anzutreten, daß die Arbeiterpartei den Ruin der Gemeinde anstrebt. Wenn letzteres der Fall wäre, so hätte der Herr Vorsitzendende leichtes Spiel gehabt, da seit einem Jahrzehnt die Arbeiterpartei in der Stadtgemeinde Höhscheid die große Majorität bei den Reichstagswahlen aufzuweisen hat. — Solingen hatte den 6 Mark-Zensus mehr als ein Dutzend Jahre, ohne daß dadurch die „Seßhaften" in ihrer Ruhe gestört oder irgend etwas aus dem Leime gegangen ist. Erst nach der vorvorigen Stadtverordnetenwahl, als die Sozialdemokraten auf 11 Stimmen auch einen der Ihrigen durchbrachten, hat das hohe Kollegium in Solingen auf Antrag des Herrn Bürgermeisters den Zensus auf 9 M. erhöht.

Vereine und Versammlungen.

hks. **Die streikenden Maurer und die Beschlüsse der jüngsten Baugeschäftsinhaber-Versammlung.** (Spezialbericht des Berliner Volksblatt.) Die Generalversammlung der streikenden Maurer, welche am Mittwoch Nachmittag unter dem Vorsitze des Herrn Behrend im großen Saale der „Tivoli-Brauerei" tagte, um zu den bekannten Beschlüssen der Baugeschäftsinhaber-Versammlung vom 7. d. M. Stellung zu nehmen, war von ca. 5000 bis 6000 Theilnehmern besucht. Der Vorsitzende Herr Behrend leitete als Referent der Versammlung die Verhandlungen mit längeren kritischen Ausführungen über die neuesten Meisterbeschlüsse ein. Wir heben daraus folgendes hervor. Die Meisterbeschlüsse, bemerkte der Redner, seien kaum Jemandem unerwartet gekommen und so stehe man denselben gleichmüthig und gefaßt gegenüber. Natürlich befänden sich die Herren, welcher in jener Versammlung meinten, der Streik sei damit als beendet zu betrachten, sehr im Irrthum. Eine solche Ansicht sei einfach lächerlich. Der Streik, den die Gesellenschaft proklamirt hat, werde erst beendet sein, wenn ihn die Gesellen für beendigt erklären, und vorläufig hätten sie dazu noch keine Veranlassung. Im Gegentheile, durch den Meisterbeschluß sei es dahin gekommen, daß der Streik jetzt erst recht beginnen werde. Die Meister, welche, hinter verschlossenen Thüren verbarrikadirt, mit Ausschluß der Gesellenschaft verhandelten, hätten durch diese Verhandlungen, über welche die Gesellen trotzdem genau orientirt seien, nur bewiesen, wie schlecht die Meister über die wirkliche Lage orientirt sind. Noch seien die Berliner Maurer nicht ausgehungert und ihre Brüder, die Arbeiter Deutschlands, würden dafür zu sorgen wissen, daß sie nicht nöthig haben, zu kapituliren! Beifall.) Der Meisterbeschluß habe den Maurern nur in noch höherem Grade, als es bisher schon der Fall gewesen, die öffentliche Meinung, die Sympathien aller Billigdenkenden gewonnen. Die Forderung von 50 Pf. sei für Berlin durchaus nöthig und davon könne daher nicht abgegangen werden. Selbst auswärtige Innungsmeister hätten die Forderung als eine gerechtfertigte anerkannt, so die Meister der Altonaer „Bauhütte". Redner geht darauf mit dem neuesten Streik-Artikel der „Baugewerks-Ztg." scharf ins Gericht und glossirt namentlich die Bemerkung des Blattes, „es sei zu hoffen, daß nun endlich die Berliner Maurer die Nothwendigkeit begreifen würden, das zu thun, was sie nie hätten unterlassen sollen: zu arbeiten." Ja, gewiß, sagte der Redner, wir wollen und werden arbeiten, aber nur für einen menschenwürdigen Lohn, und den hat man uns bis jetzt noch verweigert. Humbug nannte es der Redner, wenn die „Baugewerks-Ztg." versichern zu können glaubt, daß es in Berlin nie zu einem Minimallohnsatze kommen könne. Die Herren scheinen eben gar nicht zu wissen, was Minimallohn ist und daß sie ein Minimallohn durchaus nicht zwinge, dem Minderleistungsfähigen und Minderfleißigen denselben Lohn zu geben, wie dem Tüchtigeren und Fleißigeren. Der Minimallohnsatz solle nur die schwächeren Arbeiter gegen die Hungerlöhne schützen, die man ihnen zu bieten wage. Die Meister-Resolution erklärte Redner für einen „Wisch, strotzend von Verrath und Lüge." Deshalb müsse man die Kelle auch ferner bis auf Weiteres ruhen lassen und nicht früher wieder zur Hand nehmen, als bis die Gesellenforderungen bewilligt sind. (Allgemeiner stürmischer Beifall.) — Reg.-Baumeister a. D. Keßler beginnt mit den Worten: „So ist es denn zu Ende, wie sie's gewollt, gebracht, So ist es denn gekommen, wie wir es uns gedacht", — durch die „Schiebung" der Innung nämlich, die man schon in jener Freitags-Versammlung voraussehen konnte, in der uns die anwesenden 10 Meister das Versprechen gegeben, eine Versammlung von Meistern einzuberufen, zu der auch die Gesellenkommission Zutritt haben sollte. Das durfte und konnte nicht geschehen, mußte die Innung um jeden Preis hintertreiben. Es ist ihr gelungen, aber einen Erfolg im eigentlichen Sinne des Wortes hat sie damit nicht zu verzeichnen. Ihr Sieg ist einer von denen, die einer Niederlage gleichkommen, die bösen Folgen werden nicht ausbleiben. Trotzdem hält die Gesammtheit der Maurer auch heute noch fest an einer Verhandlung mit denjenigen Meistern, welche Billigkeitsgefühl genug besitzen, um einzusehen, daß die Gesellen dabei auch ein Wort mitzureden haben, wenn es zu einer Verständigung kommen soll. Die Herren Zünftler dagegen kennen nur ihre Interessen und keine anderen, sie dekretiren ihre Gesetze und glauben, die Anderen wären nur dazu da, diese Gesetze zu befolgen. Das können und dürften Sie nicht! (Stürmischer Beifall.) Redner führt dann zur Widerlegung der „Baugewerks-Ztg." bezüglich der Löhne in ihrem Verhältniß zu den Lebensmittelpreisen noch verschiedenes statistisches Material vor und schließt mit dem Ausdrucke der Hoffnung, daß die heutige Versammlung das ganze Manöver, um das es sich bei dem Meisterbeschlusse handele, durchschauen und sich nicht beirren lassen, sondern den seither von den Berliner Maurern befolgten Grundsätzen treu bleiben werde. Jeder brave Maurer werde ja wissen, was er zu thun habe. (Stürmischer Beifall. In demselben Sinne sprach über die Meisterbeschlüsse Herr Peter. Auch drückte er sein Bedauern darüber aus, daß die durch die Lohnerhöhung entstehenden Mehrkosten von den Meistern allein nur auf das bauende Publikum abgewälzt werden sollen, während es doch recht gut möglich wäre, daß einen Theil daran auch die Herren aus ihrem Unternehmergewinn deckten. Aber das sei ja gerade des Pudels Kern. Davon wollten die Herren nichts wissen. Die jüngste Meisterversammlung verglich Redner mit einer Versammlung von Börsenjobbern und es sei nicht zu viel gesagt, wenn man die Mehrzahl der Versammelten als eine Gesellschaft von Geldpiraten bezeichne. Eine neue Resolution brauche heute nicht gefaßt zu werden, es bedürfe nur der Wiedererneuerung und Aufrechthaltung der alten in der „Philharmonie" beschlossenen. (Zustimmung und Beifall.) Hierauf wurde folgende, von Herrn Wille eingebrachte Resolution verlesen: „Die heutige Generalversammlung der Maurer Berlins und Umgegend beschließt: in Erwägung, daß die Beschlüsse der gestrigen Meisterversammlung einestheils lächerlich sind, anderntheils eine zweite Herausforderung der Gesellen enthalten, die am 17. Juli in der Philharmonie angenommene Resolution in allen Theilen aufrecht zu erhalten und dieselben bis zum letzten Mann zu verfechten." Im Sinne derselben sprachen dann noch die Herren Wilke, Krüger, Krieg und Behrend, worauf dieselbe, nachdem sie vom Vorsitzenden in den verschiedenen Theilen des bekanntlich besonders länglichen Saales wiederholt nach allen Richtungen der Versammelten hin verlesen worden war, zur einstimmigen Annahme gelangte und die Versammlung in lange, stürmische Beifallssalven ausbrach. Schließlich theilte Herr Peter noch mit, daß ein schamloser Agent (Herr M.) aus Tilsit, Maurer unter der Versprechung höherer Löhne von dort hierher gelockt hat. Redner ersucht die Polizeibehörde, hierauf ihr Augenmerk richten zu wollen. Bald darauf, nach Erledigung noch einiger Fragen aus der Versammlung, schloß der Vorsitzende die durchaus würdig verlaufenen Verhandlungen mit einem dreifachen Hochruf auf den Sieg der Mauer, in das die Anwesenden begeistert einstimmten.

hks. **Die neueste Versammlung der streikenden Maurer,** welche gestern, am Donnerstag-Nachmittag, im Konzerthaus „Sanssouci" stattfand, war wieder äußerst zahlreich besucht. Es wurde über das bekannte Flugblatt diskutirt, welches in der Baugeschäftsinhaber-Versammlung am 7. d. M. zur Vertheilung gelangte. Mit vernichtendem Spotte wurde das Machwerk Satz für Satz von den Rednern widerlegt, wobei hervorzuheben ist, daß sich an dieser Diskussion durchweg nur Redner betheiligten, welche seit 1869, seit Emanation der Reichs-Gewerbe-Ordnung, in der Lohnbewegung gestanden haben und denen alle einzelnen Phasen der betreffenden Bewegung noch vollständig gegenwärtig sind. Herr Peter beendete als Referent sein Schlußwort mit der Bemerkung, daß, wie man Anno 1869 mit der Beleidigung fertig geworden sei, welche damals Meister Junghahn den Gesellen zugefügt, indem man auf ihn in der „Linde" das Liedchen gesungen: „Als junger Hahn kam ich hierher" —, so werde man diesmal auch mit Herrn Brettschneider abzurechnen wissen, um ihn zu belehren, daß das famose Meister-Flugblatt allerdings „seine Wirkung schon thun" werde, jedoch nur nach der entgegengesetzten Richtung, als es dem Verfasser des Flugblattes erwünscht ist. Das Thema vom Bauunternehmer, der sich aus dem Budiker entpuppte, böte Stoff zu heitern Liedchen mehr als genug.

In der öffentlichen Versammlung der Maler und Berufsgenossen, welche am Sonntag stattfand, sprach als Referent Herr Krohm über das Arbeiterschutzgesetz. Referent wies auf die sozialen Zustände im alten Rom hin und erwähnte, daß das Handwerk im Mittelalter noch einen goldenen Boden gehabt, was heute nicht mehr der Fall sei und betonte ferner, daß die Lehrlinge nach dem Schutzgesetz nicht länger als 2 bis 3 Jahre in der Lehre behalten werden dürften. Gegen das Reichs-Arbeitsamt würde von den Gegnern ohne triftigen Grund Front gemacht. In der Diskussion sprachen alle Redner im Sinne des Referenten. Hiernach wurde eine dem Referat entsprechende Resolution angenommen. Eine Kommission wurde gewählt, um wöchentliche Beiträge aus den Malerwerkstätten einzuziehen behufs der Unterstützung des Maurerstreiks. Durch Tellersammlung wurden 40,85 Mark zur Unterstützung des Maurerstreiks eingenommen.

Der Arbeiter-Bezirksverein der Rosenthaler Vorstadt hielt am Dienstag, den 7. d. in Knebels Salon auf dem Gesundbrunnen eine Versammlung ab. Der Kassirer erstattete den Bericht über den Stand der Unterstützungskasse. Die Einnahme betrug: Mark 56,50, die Ausgabe Mark 31. Darauf hielt Herr Dr. med. Gerlach einen Vortrag einen Vortrag über: das „Ernährungssystem", welcher von den Anwesenden mit dem größten Interesse verfolgt wurde. Darauf hinweisend, daß schon vor 150 Jahren die Frage nach richtiger Ernährung aufgeworfen sei, ohne genügend beantwortet zu werden, bezeichnete der Herr Vortragende besonders die Blei-Phosphor-Quecksilbervergiftung als eigentliche Arbeiterkrankheiten und betonte, daß sowohl in den Arbeits- wie auch Wohnräumen für möglichst gute Ventilation gesorgt werden müsse. Ueber die Skrophulose bei Kindern bemerkte der Herr Referent, daß sie besonders bei den Arbeiterkindern auftrete, weil diese wegen der schlechten sozialen Stellung der Eltern nicht genügend gewartet und gepflegt werden können. Sich gegen den Vegetarismus wendend, hob der Redner hervor, daß der Kieferbau sowie das ganze Verdauungssystem des Menschen auf gemischte Kost hinwiese. Zum Schluß hielt Redner die Forderung der Arbeiter auf Normalarbeitstag und Sonntagsruhe nicht nur für gerechtfertigt, sondern vom hygienischen Standpunkte sogar für geboten; damit der durch die harte Tagesarbeit angestrengte Körper sich genügend erholen kann, um Kräfte zu neuem Schaffen zu sammeln. Nach diesem beifällig aufgenommenen Vortrage wurde ein Antrag, eine Tellersammlung für die streikenden Maurer zu veranstalten, sowie ein anderer, am Sonntag, 26. d. M., eine Landpartie mit Familie zu veranstalten, angenommen. Nach einer Aufforderung des Herrn Kunkel an die Anwesenden, dafür zu sorgen, daß die Petition betreffs des Arbeiterschutzgesetzes, welche in nächster Zeit an den Reichstag gelangen soll, mit möglichst zahlreichen Unterschriften bedeckt werde, wurde bekannt gemacht, daß die Auslegestellen der Listen in den nächsten Tagen durch das „Berliner Volksblatt" veröffentlicht werden, und können solche schon jetzt bei dem ersten Vorsitzenden Herrn Ballmüller, Veteranenstr. 28, sowie beim Kassirer Herrn Kasper, Swinemünderstraße 19, abgeholt werden. Nach Erledigung der eingelaufenen Fragen erfolgte der Schluß der Versammlung.

Den Kisten- und Koffermachern zur Nachricht, daß die nächste Mitglieder-Versammlung des Vereins zur Wahrung der Interessen der Kisten- und Koffermacher Berlins, in den Arminhallen, Kommandantenstr. Nr. 20, am Montag, den 13. Juli, Abends 8½ Uhr, stattfindet. Tagesordnung: I. Kassenabrechnung. II. Vereinsangelegenheiten. III. Fragekasten. Gleichzeitig wird auf die Vereins-Landpartie aufmerksam gemacht, dieselbe findet Sonntag, den 19. Juli, nach Grünau vom Görlitzer Bahnhof aus statt. Listen hierzu, mit humoristischem Programm, sind in alle Werkstätten geschickt worden. Diese Landpartie wird viel Amusement bieten, der Vorstand läßt eigens hierzu eine Vereins-Fahne aufertigen und bittet um recht rege Betheiligung. Sollten nicht in allen Werkstätten die Listen hingelangen, so wird gebeten, dieselben in der Versammlung vom Vorstand zu fordern, selbige sind auch zu haben Holzmarktgasse Nr. 3 bei Deker.

Eine öffentliche Versammlung der Steinträger Berlins und Umgend findet am Sonnabend, den 11. Juli, Vormittags 10 Uhr, in Köhler's Salon, Teltower- und Möckernstr.-Ecke statt. Tagesordnung: Die heutige allgemeine und hochgehende Lohnbewegung und die Nothwendigkeit einer festen Fachorganisation. 2. Der allgemeine Streik.

Der Arbeiterinnen-Verein hält heute Abend im Konzerthause Sanssouci, Kottbuserstraße 4, eine öffentliche Versammlung ab. Tagesordnung: „Die Bestrebungen des Deutschen Kulturbundes in Beziehung zur Lage der Arbeiterinnen. Zahlreicher Besuch ist erwünscht.

In der freireligiösen Gemeinde spricht am nächsten Sonntag Vormittags 10 Uhr Rosenthalerstr. 38 Herr Burschs über ein freireligiöses Erziehungsideal. Zutritt steht Jedem frei. — Am Sonntag, den 18. Juli fällt, der Vortrag aus.

Zentral-Kranken- und Sterbekasse der Fabrik- und Handarbeiter beiderlei Geschlechts (Sitz: Dresden). Die Zahlstellen befinden sich in folgenden Lokalen: Prinzenstr. 93 bei Heilgens; Andreasstr. 3 bei Stange; Adalbertstr. 74 bei Kauna; Ackerstr. 25 bei Herzog; Rügenwalderstr. 14, Moabit, bei Obst; Weißenburgerstr. 7 bei Max; Chausseestr. 78 bei Müller; Weinstr. 23 bei Hebel; Lausitzerstr. 52 bei Riesche; Marienborferstr. 11 bei Busse und Magdeburgerstr. 16 bei Hildebrandt. Beiträge werden daselbst jeden Sonnabend Abend entgegengenommen, ebenfalls geschieht dort die Aufnahme neuer Mitglieder.

Briefkasten der Redaktion.

E. St. 99. Sie können Beide in die „Zentral-Kranken- und Sterbekasse der Fabrik- und Handarbeiter beiderlei Geschlechts" eintreten. Die Zahlstellen dieser Kasse finden Sie in unserer heutigen Nummer unter „Vereine und Versammlungen". In einer beliebigen dieser Zahlstellen können Sie sich auch behufs Ihrer Aufnahme melden.

Maler. Wenn Sie uns das Manuskript in einem solchen Zustande senden, können wir für Aufnahme in unser Blatt nicht garantiren. Auch haben wir schon zu wiederholten Malen ersucht, das Papier nur auf einer Seite zu beschreiben.

Theater.

Belle-Alliance-Theater.
Heute: Der Aktienbudiker.

Neues Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater.
Heute: Der Großmogul.

Ostend-Theater.
Heute: Die Frau mit den Karfunkelsteinen.

Allen Freunden und Bekannten die traurige Mittheilung, daß unser Bruder, der Klempner

Emil Flemming,

am 8. d. Mts., Vorm. 9 Uhr, seinen schweren Leiden erlegen ist. [1585

Die Beerdigung findet am Sonntag, Vorm. 11 Uhr, auf dem Thomaskirchhofe statt.

Die trauernden Hinterbliebenen.

Arbeitsmarkt.

Zum Verpacken von Maschinen ꝛc. sucht einen gewissenhaften umsichtigen Mann, möglichst Holzarbeiter. [1581
G. Kärger, Blumenstr. 67a.

Zimmerleute!

Die öffentliche Zimmerer-Versammlung am nächsten Sonntag findet **nicht** auf Tivoli, sondern in der

Victoria-Brauerei,
Lützowstraße 112,

statt. Der Einberufer.

Fachverein der Metallarbeiter in Gas-, Wasser- u. Dampf-Armaturen.

Sonnabend, den 11. Juli, Abends 8 Uhr,

General-Versammlung

bei **Gratweil,** Kommandantenstraße 77/79.

Tagesordnung:
1. Wahl eines ersten Vorsitzenden.
2. Abrechnung vom Streik in der B. Joseph'schen Fabrik.
3. Abrechnung der Vergnügungs-Kommission.
4. Wahl der Fach-Kommission.
5. Statutenänderung.
6. Ausgabe der Billets zum Stiftungsfest am 1. August bei Calbo.
7. Verschiedenes. — Um zahlreiches Erscheinen bittet

1584] Der Vorstand.

Arb.-Bez.-Verein f. d. Osten Berlins.

Große Landpartie nach Grünau
am **Sonntag, den 19. Juli 1885.**

Abfahrt vom Görlitzer Bahnhof Morgens 7¼ Uhr.

Billets à 85 Pf. sind bei den Komité-Mitgliedern M. Meyer, Fruchtstr. 36a, Börner, Markusstr. 35a, 3 Tr., und Höhne, Pallisadenstr. 9, sowie am Dienstag, den 14. d. Mts., in der Bezirksversammlung zu haben. [1585

Da für Amüsements und Ueberraschungen bestens gesorgt ist, so wäre eine rege Betheiligung erwünscht. Auch können Gäste durch Mitglieder eingeführt werden.

Das Vergnügungs-Komité.

Die Nr. 18 der humoristischen Blätter

„Der wahre Jacob"

ist erschienen und in der Exped. des „Berl. Volksbl." zu haben.

Sommer-Fest

des Gauvereins „**Berliner Bildhauer**" Sonnabend, den 11. d. Mts., Hasenhaide, Keller's Hofjäger. (Siehe Inseraten-Theil.) Entrée 30 Pf. — Offene Kasse findet nicht statt. [1586

Freitag, den 10. d. Mts., Abends 8½ Uhr, in Sanssouci, Kottbuserstraße 4:

Oeffentliche

Versammlung

des

Arbeiterinnen-Vereins.

Referentin: Frau Guillaume-Schack. Thema: Die Bestrebungen des Deutschen Kulturbundes in Beziehung der Lage der Arbeiterinnen.

Der Vorstand.

Außerordentliche

General-Versammlung

des Fachvereins der Rohrleger u. Berufsgen.

Sonntag, d. 12. Juli, bei Wolf u. Krüger, Skalitzerstr 126.

Tagesordnung:
1. Vorlage der Statuten, betreffs der Unterstützungs-Kasse.
2. Freie Diskussion und Aufnahme neuer Mitglieder. [1383

Es ist Pflicht jeden Rohrlegers, zu dieser Versammlung zu erscheinen.

Der Vorstand.

Allen Freunden, **Bekannten und werther Nachbarschaft** empfehle mein 1289

Weiß- und Bairisch-Bierlokal.

1289 **Herm. Liewald, Frankfurter Allee 143.**

Verantwortlicher Redakteur **R. Cronheim** in Berlin. Druck und Verlag von **Max Bading** in Berlin SW., Beuthstraße 2.